



**DFG**

# **Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt**

**Digitalisierung von Zeitschriften des 18. Jahrhunderts**

## **Wittenbergisches Magazin**

2.1783

X 206 80 35

Wittenbergisches

Magazin

auf das

Jahr 1783

Zweytes Stück

---

herausgegeben

von

Johann Jacob Ebert,

Professor der Mathematik.

---

Wittenberg

gedruckt bey Carl Christian Dürr.

90 100 J

---

Von diesem Magazine sollen jährlich vier Stück, jedes zu 13 — 15 Bogen geliefert werden. Der Preis eines ganzen Jahrgangs ist 2 Thaler, und eines einzelnen Stückes 12 Gr. Wer aber jedes Stück gebestet und postfrey zugeschickt verlangt, bezahlt jährlich 2 Thlr. 12 Gr. Auswärtige Liebhaber können sich entweder an die Churf. Sächs. privilegirte Zeitungs- Expedition und an die Joh. Gottfr. Müllerische Buchhandl. in Leipzig, oder an die Ahlfeldische Buchhandl. in Wittenberg wenden. Nachrichten von künftig herauszugebenden Schriften können nur, wenn sie nicht kurz abgefaßt sind, im Auszuge eingerückt werden. Beiträge von auswärtigen Gelehrten wird der Herausgeber zwar unter gewissen Bedingungen mit Vergnügen annehmen; doch kann er das Einrücken in die nächsten Stücke nicht allemal mit Gewißheit versprechen. Wer vier Exemplare verschreibt, erhält das fünfte gratis, und wer zehn Exemplare nimmt, bezahlt davon nur sieben. Briefe und Gelder aber müssen postfrey eingeschickt werden.

---

1784

Wittenbergisches  
M a g a z i n

auf das

J a h r 1 7 8 3

Zweytes Stück



herausgegeben

von

*J. J. Ebert*

Johann Jacob Ebert,

Professor der Mathematik.



Wittenberg

gedruckt bey Carl Christian Dürck,

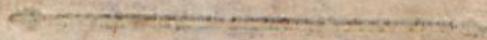
Wittenbergscher

M I S S I O N A R I E

aus dem

Wittenbergschen

Wittenbergschen



Wittenbergschen

Wittenbergschen

aus dem

Wittenbergschen

Wittenbergschen



Wittenbergschen

Wittenbergschen

L 148



# Inhalt.

## Abhandlungen und andre Aufsätze.

- Fortsetzung der Beobachtungen und Versuche des Hrn.  
Abt Spallanzani, die Infusionsthierchen betref-  
send S. 207 — 290  
Anmerkungen zu diesen Beobachtungen von dem Hrn.  
Pastor Göze 290 — 297  
Ueber Gevatterschaften und Kindtaufen, von Hrn. D.  
Schmieder 298 — 304  
Dykin und Fatime, ein Gedicht, von J. F. H. 305 — 326

## Nachrichten von neuen Schriften.

- Zollkoffers Predigten über die Würde des Menschen  
2 Bände 329  
Zur Beförderung einer Gott wohlgefälligen Verwaltung  
des Predigtamts 332  
Schmahlings kurzer Begriff der christlichen Glaubens-  
lehre 333  
Zur Aufklärung der Volksreligion, ein Beytrag in Pre-  
digten 334  
Zwey Predigten, gehalten bey Eröffnung des Pro-  
testant. Gottesdienstes in der Hauptstadt Währens  
den 25 und 26 Decemb. 1782 337  
Das Wesentliche der christlichen Religion von D. G.  
Fr. Seiler. Dritte Auflage 338  
Unterricht zarter Kinder zur Seligkeit 340  
Ueber die Pfarreyverwaltungen der Franziskanermönche  
341  
Ueber Religion und Gottesdienst 343  
Dresde de vsu Pentateuchi Samarit. 348  
Eiusd. Spec. II. quo loelis de effusione Spir. S. va-  
ticinium cum Petrina interpretatione compa-  
ratur 350  
Göbingers historischphilolog. Bemerkungen über den  
schweren Vortrag Pauli von der Philosophie 351  
Weidlichs biogr. Nachrichten von dem iseliebenden Rechts-  
gelehrten in Deutschland. 3ter Theil 352  
Weid.

Weibliche Nachträge, Zusätze und Verbesserungen zu den ersten 3 Theilen	S. 353
Püttmanni Observationes iuris feudalis	354
Scheidemantels Repertorium des deutschen Staats- und Lehnrechts	359
Kind de Speculi Saxonici vsu et auctoritate	361
I. A. H. Vlrich Initia Philosophiae Iusti	363
I. A. L. Menke de Iudaeo iurisiur. suppletorii haud incapace	366
M. G. Pauli Progr. an insidiae, vitae structae, iusta sint divortii causa?	367
Walchs Neueste Religionsgeschichte 9ter Theil	368
Zopfens Grundleg. der Universalhist. verb. und fortgef. von M. Fabri	370
Acta histor. eccles. nostri temporis P. 63 et 64	373
Geschichte Ludwigs von Bourbon des Zweyten	374
M. Brehms Alterthümer, Geschichte und neuere Sta- tistik der hohen Schulen 1 B	377
Iosephi Opera, gr. et lat. ad ed. Havercampi T. II.	381
Reiskens von ihm selbst aufgesetzte Lebensbeschreibung	382
Hilleri Elog. Ern. Mart. Chladenii	387
— Elog. Dan. Wilh. Trilleri	388
Herbsts Versuch einer Naturgeschichte der Krabben und Krebse	391
Ehr. Seppys Niederländische Insecten 1 Th.	396
Fensterhuis vermischte philosophische Schriften 2ter Theil	399
Versuch einer Anleitung zur Sittenlehre für alle Men- schen	400
Dittmar über die Restitution im moralischen Verstande	404
Ueber das Wunderbare und die Verwunderung; ein psychologischer Versuch. Erst. Theil	405
Warnery Remarques sur l'Essai général de Tactique de Guibert	411
Stosch kleinere Beyträge zur deutf. Sprache 3te St.	413
Magazin der Musik, von C. Cramer 1 — 4 St.	415
Die besten Werke der Frau Mar. Niccoboni	418
Todesfälle und Beförderungen	420
Ankündigungen	422

Fortsetzung  
der  
Beobachtungen und Versuche  
des  
Herrn Abt Spallanzani  
die  
Infusionsthierchen  
betreffend.

1703

1703

Verordnungen und

1703

der Stadt Quedlinburg

1703

Verordnungen

1703





Fünftes Kapitel.

Versuche mit den Infusionsthierchen und  
ihren Keimen unter verschiedenen Gra-  
den der Kälte.

Der erste Versuch, den ich machte, bestand darinnen, daß ich unsere Thierchen aus der wärmern Atmosphäre in eine Eisgrube brachte. Das mußte für sie eine sehr unangenehme Abwechslung seyn; denn wir waren noch im heißen August. Das Thermometer stand in der freyen Luft auf dem 23sten Grade; als ich es aber an diesen Ort brachte, fiel es bis auf 2 Grad über den Eispunct: und doch war die einzige Veränderung, die ich nach einigen Stunden an ihnen spürte, nur diese, daß sie sich nicht so schnell, als vorher, bewegten; weiter schienen sie auch nachher nichts zu leiden, ob sie gleich verschiedene Tage in dieser Kälte bleiben mußten.

Im folgenden Versuche ließ ich die Thierchen die Kälte des Gefrierens empfinden. indem ich die Gefäße mit den Infusionen ins Eis setzte. Gegen den Anfang des vierten Tages starb ein guter Theil der Thierchen, und unter zwey und zwanzig

Infusionen, die ich ins Eis gesetzt hatte, fand ich nur sieben, worinnen die Thierchen bey dem Leben geblieben waren. Diese sieben ließ ich in dem Eise, und untersuchte sie von Zeit zu Zeit, wobey ich folgendes bemerkte. Nach eilf Tagen starben die Thierchen in zwey Infusionen; die Thierchen in den übrigen fünfen hingegen blieben am Leben, und schwammen noch zwey Monate darinnen herum. Es hatte sich sogar eine Art von ihnen vermehrt. Ich muß nicht vergessen zu erinnern, daß ich außer den sieben schon mit Thierchen angefüllten Infusionen, noch zwey andere, erst frisch gemachte, und daher von Thierchen noch ganz leere Infusionen, ins Eis gesetzt hatte, worinnen nach einigen Tagen ein zahlreiches Heer von den kleinsten Thierchen zum Vorschein kam.

Den Winter hindurch stellte ich mit meinen Thierchen neue Versuche an, und die Folgen davon waren von den bisher erzählten, nicht verschieden. Ohngeachtet die Infusionen wegen des vegetabilischen Oels, das sie enthielten, noch flüßig blieben, und sich, wenn auch schon das Thermometer unter den Gefrierpunkt gefallen war, nicht die geringsten Eiszäden zeigten, so starben doch die Thierchen in verschiedenen Infusionen; doch gab es einige Arten, die diese Kälte überlebten; und dieser Umstand bewog mich, denjenigen Grad der Kälte, der ihnen tödlich zu werden anfängt, durch Versuche zu bestimmen. Ich bediente mich also noch denselben Winter der Gelegenheit,



genheit, die mir ein sehr kalter Tag anbot, und stellte die Infusionen, deren Einwohner die bisherige Kälte noch nicht hatte tödten können, vor das Fenster. Wegen der großen Kälte der Luft war das Thermometer bis auf sechs Grade unter den Eispunkt gefallen. Die Infusionen, die bey geringerer Kälte ihre Flüssigkeit behalten hatten, wurden an den äußersten Theilen mit einer feinen Eistrinde überzogen. Dieses Eis brach ich entzwey, und legte einige Stückchen davon unter das Mikroskop. Diejenigen Stückchen, welche noch nicht völlig hart geworden waren, enthielten noch lebende Thierchen, die in den kleineren Theilen des Eises steckten. Allein in den ganz hart gefrorenen Stückchen Eis waren die Thierchen todt, und blieben auch, nachdem das Eis geschmolzen war, unbeweglich. In dem übrigen Theile der Infusionen, der nicht geronnen war, behielten die Thierchen ihre vollkommene Munterkeit. \*)

D 3

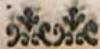
Da

\*) Der berühmte Herr Müller in Kopenhagen hat einige Arten von Thierchen gesehen, die noch gelebt haben, nachdem die Infusionen schon völlig zu Eis geworden waren. Dies ist mir niemals vorgekommen; doch will ich glauben, daß er genau Achtung gegeben haben werde, ob die Infusionen wirklich vollkommen verhärtet gewesen sind. *Quaedam (i. e. Animalia infusoria) rigorem frigoris sustinent, aquaque gelu soluta, eodem numero, vigoreque pristino circumnatant; alia gelu affecta perire.* Dies sind seine eigene Worte in dem Werke über die Infusionen, das zu Leipzig 1773 und 1774 gedruckt ist. Ich bedaure, daß mir das Buch zu spät in die Hände gekommen ist, als daß ich bey der Ausarbeitung meiner Schrift, das  
von

Da ich einmal mit diesen Versuchen beschäftiget war, so gerieth ich auf die Gedanken genau zu beobachten, wie es den Thierchen nach und nach gehen würde, wenn sich die flüssige Materie in Eis verwandelte. Ich that also einen großen Infusionstropfen in ein Uhrglas, und stellte das Mikroskop darüber. Anfangs fror die äußere Fläche, das ist, derjenige Theil des Tropfens, wo der Liquor am dünnsten war. Allein unter diesem Gefrieren des Randes, begaben sich die Thierchen gegen die Mitte des Tropfens, wo die Infusion noch flüssig war. Jemehr sich das Eis vermehrte, desto mehr flohen die Thierchen von dem Rande, bis sie endlich alle in der Mitte des Tropfens beisammen waren, wo die Infusion ihre Flüssigkeit behalten hatte. Als aber der Tropfen auch in der Mitte gefroren war, so verloren alle Thierchen die Bewegung und das Leben.

Ich wiederholte den Versuch, und fand abermal, daß sich die Thierchen in den Mittelpunkt des Tropfens begaben, und daselbst, sobald das Eis seine vollkommene Dichtigkeit erlangt hatte, starben. Ich muß hierbey erinnern, daß ich noch in zwey andre Uhrgläser dergleichen Infusionen tröpfelte,

von hätte Gebrauch machen können; dann war schon mein Manuscript abgeschrieben, als ich die Müllersche Schrift erhielt. Diesen Mangel zu ersetzen werde ich es in einigen unter den Text gesetzten Noten anzuführen, vorzüglich deswegen, weil der Hr. Verfasser manchmal mit mir einerley Sachen beobachtet, und über ähnliche Aufgaben nachgedacht hat. (32)



tröpfelte, und daß nach Verlauf einer Stunde, wo die flüssige Materie völlig gefror, die Menge der schon gestorbenen Thierchen in der Mitte so groß war, daß in den übrigen Theilen der gefrorenen Infusionen, sich davon nur überaus wenige befanden.

Aus den hier erzählten Erfahrungen ersieht man also, daß diese Arten von Infusionsthierchen im 6ten Grade unter dem Gefrierpunkt das Leben verlieren. Sterben sie aber deswegen, weil sie die Kälte wirklich tödtet, oder darum, weil die Infusionen ihre Flüssigkeit verlieren? Denn ich hatte immer gefunden, daß die Thierchen ums Leben kommen, sobald die Infusionen trocken werden. Die Sache blieb mir damals noch zweifelhaft, und konnte nicht anders, als durch weitere Versuche entschieden werden. Ich mußte also die Kälte bis unter den 6ten Grad des Eispunkts vermehren, zugleich aber auch das Gefrieren der flüssigen Materien verhindern, worinnen sich die Thiere aufhielten. Beydes bewerkstelligte ich vermittelst einer aus Salz, Schnee, und gemeinem Wasser gemachten künstlichen Kälte, welcher ich die Thierchen aussetzte, die in einer Kälte von 6 Graden unter dem Eispunkte gestorben waren. Es ist eine den Naturkundigern ganz bekannte Sache, daß das Wasser in 9 und auch in 10 Gr. unter dem Eispunkte seine Flüssigkeit noch nicht verliert, sobald es nur in vollkommener Ruhe gelassen wird; und diese kann man ihm ver-

schaffen, wenn man es in einem verschlossenen Gefäße hält, und jeden äußern Anstoß zu entfernen sucht. Da ich diese Vorsicht beobachtete, und daher meine Infusion bis zu einer Kälte von 9 Gr. flüßig erhielt; so wurde ich dadurch überzeugt, daß die bis zum 6ten Grad getriebene Kälte an dem Tode der Thierchen nicht Schuld gewesen, sondern daß derselbe durch das Gefrieren der Infusionen verursacht worden ist. Denn die Thierchen blieben bey einer Kälte von 8 Gr. unter dem Eispunkte, alle am Leben, und schwammen in dem Wasser herum, obgleich nicht so hurtig als sonst. Dieser Grad war aber auch der äußerste, den einige Arten der Thierchen noch aushalten konnten; denn im Anfange des 9ten Gr. starben sie, ohngeachtet das Wasser noch nicht gefroren war, sondern nur eine dünne Eisrinde bekam. Zwey Arten dieser Thierchen blieben aber doch am Leben; und vielleicht, wofern sich dieses nicht ohne ein Vielleicht behaupten läßt, würden sie einer noch stärkern Kälte widerstanden haben, wofern ich im Stande gewesen wäre, das Wasser bey einer strengern Kälte flüßig zu erhalten. Eben die Versuche, die ich mit den Infusionsthierchen angestellt hatte, wiederholte ich mit den Keimen dieser Thierchen. Ich machte ähnliche Infusionen, versiegelte sie hermetisch, und setzte sie einer starken Kälte aus, die ich durch eine Vermischung von recht-klein gestoßenem Seesalz und Schnee zuwege brachte, so daß das Thermometer bis zum

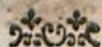
zum 15 Grad unter den natürlichen Eispunkt herunterfiel. Die Infusionen waren bey dieser heftigen Kälte so stark gefroren, daß sie, nachdem ich sie aus dieser Vermischung von Schnee und Salz herausgezogen hatte, über eine halbe Stunde zum Aufthauen brauchten, ohngeachtet der Ort, wohin ich sie brachte, noch eine größere Wärme hatte, als diejenige, die auf den Thermometern temperirt genannt wird. Allein die Keime der Thierchen hatten von dieser Kälte nicht das geringste gelitten; denn die Infusionen brachten, ohngeachtet sie immer in hermetisch versiegelten Gefäßen blieben, zu gehöriger Zeit eine große Menge von Thierchen aller Arten hervor.

Ich habe über die Wirkung der Kälte schon in meiner Abhandlung \*) einige Anmerkungen gemacht, und unter andern gesagt, daß die Kälte des Schnees, oder, welches eben so viel ist, der Grad von Kälte, den das gefrierende Wasser hat, den Infusionsthierchen tödtlich sey, und dies wird durch obige Erfahrungen bestätigt, aus welchen aber übrigens auch dieses erhellet, daß nicht alle Arten in dieser Kälte sterben, sondern daß einige eine Kälte von acht und mehr Graden aushalten können. Diese Erfahrungen stimmen völlig mit den Beobachtungen an solchen Thieren überein, die mit den Infusionsthierchen die meiste Aehnlichkeit haben, ich meyne die Insekten. Einige Gat-

D 5

tungen

\*) Im 3ten Kap.



tungen derselben sterben nicht einmal im 19ten Grade unter dem Eispunkte; und andern ist schon der 10te, höchstens der 11te Grad tödlich. \*) Sehr viele können nicht einmal den bloßen Grad des Gefrierens aushalten, und andere verlieren ihr Leben schon bey einer viel geringern \*\*) Kälte. (33)

Der einzige Unterschied, den man zwischen den Infusionsthierchen und den Insekten bemerkt, die der Wirkung der Kälte ausgesetzt werden, ist dieser, daß jene Leben genug behalten, um sich ihrer Glieder bedienen, bewegen und schwimmen zu können, diese hingegen schon bey demjenigen Grade der Kälte, welche man den natürl. Eispunkt nennt, und mit 0 zu bezeichnen pflegt, ja einige sogar noch eher alle Lebhaftigkeit verlieren, und gleich toden Körpern unbeweglich liegen bleiben. Doch giebt es unter den Insekten auch einige wenige, die hierin den Infusionsthierchen ähnlich sind. Außer der Podura des Linnäus \*\*\*) , die sich in Schweden im Schnee aufhält, habe ich auch noch gefunden, daß die Essigaale bey einer heftigen Kälte den freyen Gebrauch ihrer Glieder behalten. Es ist bekannt, daß der Essig nicht so leicht, als das Wasser gefriert, und dennoch schwimmen diese kleinen Uale, so lange er flüßig bleibt, ungehindert darinnen herum. Manche Art von Essig

\*) Reaumur Mem. sur les Inf. T. 2.

\*\*) Reaumur Mem. sur les Inf. T. 5.

\*\*\*) Fauna Suecica. (34)

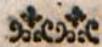
fig ist mir bis zum 7ten Grad unter dem Gefrierpunkt flüßig geblieben; andere noch stärkere und geistigere Arten von dergleichen flüßigen Materien, haben eine Kälte von 11 Graden, ohne zu gefrieren, ausgehalten. Diese Essigaale verlieren, wie die Infusionsthierchen, bey zunehmender Kälte nur nach und nach etwas von ihrer Bewegung. Wenn der Essig durch die Kälte ein wenig verdickt, und mit einer Eisrinde überzogen wird, bewegen sie sich immer noch; sobald er aber völlig gefrieret, werden sie unbeweglich, und strecken sich entweder nach einer ganz geraden, oder ein wenig gekrümmten Linie aus. Kommt man ihnen alsdenn gleich zu Hülfe, indem man den Essig aufthauen läßt, so kann man sie noch allemal vom Tode erretten. Läßt man aber das Eis völlig verhärten, so ist freylich alsdann jeder Versuch, sie wieder zum Leben zu bringen, vergeblich, wenn man auch gleich den Essig wieder vollkommen flüßig macht. (35).

Diese Aehnlichkeit zwischen den Infusionsthierchen und den Insekten findet sich auch bey den Zeugungsprincipien dieser beyden Klassen von Thieren. Wir haben gesehen, daß eine sehr heftige Kälte den Keimen der Infusionsthierchen nicht schädlich ist, und eben dieses bemerkt man auch bey den Eyern der Insekten. Das Jahr 1709 ist wegen seiner Kälte, und wegen der verderblichen Folgen, welche sie für die Pflanzen und Thiere hatte, bekannt. Das Thermometer fiel  
bis



bis auf 14 Grad unter den Eispunkt. Wer sollte sich wohl vorgestellt haben, ruft Boerhave aus, daß in diesem schrecklichen Winter die Eyer der Insekten nicht gänzlich zu Grunde gegangen wären, vorzüglich diejenigen, welche die Heftigkeit der Kälte desto mehr empfinden mußten, je mehr sie der freyen Luft auf dem Felde, oder auf der bloßen Erde, oder auf den Nestern der Bäume ausgesetzt waren! Und doch brachten diese Eyer zur gewöhnlichen Frühlingszeit eben soviel Insekten hervor, als nach dem gelindesten Winter zum Vorschein kommen. Ich habe diese Eyer einer noch größern Kälte ausgesetzt, als die Kälte des oben angeführten Winters war. Ich verschloß allerley Insekteneyer, unter andern die Eyer vom Küsterschmetterlinge und von Seidenwürmern, in einem gläsernen Gefäße, und hielt dasselbe fünf Stunden lang in einer Mischung von Eis und Steinsalz, wodurch eine Kälte von 17 Grad unter dem Eispunkte entstand. Und doch kamen gegen die Mitte des folgenden Frühlings Junge aus diesen Ehern hervor, und zwar zu eben der Zeit, als andere dergleichen Eyer, die keine solche Kälte ausgestanden hatten, ausgebrütet wurden.

Das folgende Jahr stellte ich einen für dergleichen Eyer noch gefährlichern Versuch an. Durch eine Vermischung von Eis und Steinsalz, worauf ich rauchenden Salpetergeist goß, brachte ich eine Kälte von 24 Graden zuwege, die also noch um 10 Grade heftiger war, als die stärkste Kälte  
im



Im Jahr 1709. Allein auch diese Kälte that meinen Insekteneyern keinen Schaden; denn in dem darauf folgenden Frühjahre sah ich Junge daraus hervorkommen.

Nimmt man nun alle diese Erfahrungen zusammen, so findet sich, daß die Kälte den Keimen und Eiern der Thiere lange nicht so schädlich ist, als den Infusionsthierchen und Insekten selbst. Die Keime überhaupt leiden im 15ten Grad der Kälte unter dem Eispunkte noch keinen Schaden. Allein von den daraus entstandenen Infusionsthierchen sterben einige schon im 0 Grad der Kälte, andere ohngefähr im 8ten Grade. Viele Insekteneyer bleiben im 24sten Grade noch fruchtbar, und die daraus entstandenen Insekten tödtet schon der 7te oder 8te Grad. Dies habe ich an den Seidenwürmern und Rüsterschmetterlingen beobachtet. Und ob schon einige Raupen und einige Puppen viel Kälte vertragen können; so sind doch die Eier dieser Insekten noch einer größern Kälte zu widerstehen im Stande. Was mag aber wohl von diesem Unterschiede die Ursache seyn? Diese Frage ist schon oben berührt worden, da von der Wirkung des Feuers \*) die Rede war. Denn gleichwie die Infusionsthierchen und die Insekten nicht so gut, als ihre Eier, der Kälte widerstehen, eben so sind sie auch weniger geschickt, als ihre Eier, der Hitze Widerstand zu thun. Ich habe es auch  
bereits

\*) Im 47sten Kap.

bereits oben versucht, den Grund dieser Verschiedenheit anzugeben, und das, was ich davon gesagt habe, kann man auch hier anwenden, wenn der Leser sich die Mühe geben will, jene Stellen wieder nachzulesen. Hier zeigt sich auch noch eine andere und deutlichere Ursache. Diejenigen Insekten, welche schon sterben, wenn das Thermometer auf den 7ten oder 8ten Grad unter dem Eispunkte steht, durchdringt die Kälte dergestalt, und macht ihre Glieder so hart, daß man sie mit den Fingern nicht zusammendrücken, und das Messer sie kaum zerschneiden kann. Dies bemerkt man aber nicht an den Eiern, wenn man sie auch einer noch größern Kälte ausgesetzt hat. Ihre Säfte bleiben selbst bey der größten Kälte flüßig, welches man leicht sehen kann, wenn man sie mit den Nägeln zerquetscht. Dieses mag vielleicht daher kommen, daß sie viele geistige und ölichte Theile bey sich führen, oder daß sie irgend eine andre Kraft besitzen, welche die Wirkung der Kälte verringern kann. (36) Da nun die Eier nicht gefrieren, so ist es sehr wahrscheinlich, daß auch die darin verschloßnen Embryonen ebenfalls nicht erfrieren. Was Wunder, wenn sie eine solche Kälte ohne Nachtheil ausstehen, die sie nach ihrer Geburt nicht aushalten können? Aus dem nämlichen Grunde widerstehen vermuthlich die in den Keimen verborgenen Infusionsthierchen der Kälte, die sie tödtet, nachdem sie ans Licht gekommen sind.

Ehe

Ehe ich dieses Kapitel endige, muß ich noch einige Bemerkungen über die kleinste Gattung der Infusionsthierchen machen, von welchen ich bereits anfangs bemerkt habe, daß sie noch bey demjenigen Grade der Kälte entstehen, welchen man den Gefrierpunkt zu nennen, und mit 0 zu bezeichnen pflegt; ein Umstand, den ich in meiner Abhandlung, \*) als ich im Vorbeygehen von der zur Entstehung unsrer Thierchen bequemsten Zeit redete, nicht angemerkt habe; denn ich hatte damals auf diesen Umstand noch nicht so genau Achtung gegeben. Ich muß also jetzt erinnern, daß sich die Keime dieser kleinsten Thierchen in einer Kälte entwickeln, worin sonst keine andre Eyer ausbrüten; denn man hat sonst kein Beyspiel von der Ausbrütung eines Eyes in einer solchen Kälte, wo das Thermometer bis auf den Gefrierpunkt fällt. Und dennoch enthält dieser besondere Umstand nichts außerordentliches, sobald man nur aufmerksam überlegt, worin der Grad der Kälte, der durch den Gefrierpunkt angezeigt wird, eigentlich bestehe. Die Alten glaubten, daß die Kälte, welche das Wasser zum Gefrieren bringt, die stärkste wäre, und daß es gar keine stärkere geben könnte. Allein die Erfahrungen der Neuern haben diese Meynung schon längst widerlegt, und augenscheinlich gezeigt, daß die Stärke sowohl der natürlichen, als auch der künstlichen Kälte um vieles größer seyn kann, wovon

\*) im 3ten Kap.

wovon auch schon die oben von mir angeführten Versuche ein unläugbarer Beweis sind. Man ersieht zugleich daraus, daß die Kälte des Gefrierens niemals ohne einen gewissen Grad von Wärme ist. Will man davon einen überzeugenden Beweis haben; so setze man nur die Kugel des Thermometers in eine Mischung von Salz und Schnee, nehme sie nach einigen Minuten wieder heraus, und stelle sie in bloßen Schnee. Ist das Quecksilber des Thermometers in der Mischung, z. E. 10 oder 12 Gr. unter den Gefrierpunkt gefallen, so wird es im bloßen Schnee wieder bis zum Eispunkt hinaufsteigen. Was ist aber dieses Steigen des Thermometers anders, als ein unfehlbarer Beweis, daß es aus einem kalten Orte in einen warmen kommt, oder philosophischer zu reden, daß es aus einem weniger warmen, in einen andern wärmern Ort kommt? Enthält nun die Temperatur des Gefrierens noch wirklich einen Grad von Wärme, so sehe ich nicht, warum das Entstehen der kleinsten Thierchen bey einer solchen Kälte unmöglich seyn sollte. Auch ist die Einwendung, daß man sonst keine Eyer kennt, die in einer so geringen Wärme ausgebrütet würden, von keiner Erheblichkeit. Wenn man nichts, als die Eyer der Vögel hätte ausbrüten sehn; so würde man unstreitig glauben, daß die Hitze, die zu ihrem Brüten nöthig ist (nämlich der 32ste Grad) auch überhaupt zum Ausbrüten anderer Eyer erforderlich wäre. Allein man braucht nur eine  
geringe



geringe Kenntniß von den kleinen Thieren zu haben, um zu wissen, daß sehr viele Gattungen von Eiern in einer viel schwächern Wärme ausgebrütet werden, z. E. die Eier sehr vieler Schmetterlinge und anderer Insekten, ingleichen der Frösche, Kröten, Eidechsen und Schildkröten. Man findet sogar einige, z. E. die Eier der Kröten, die bloß den 6ten Grad über dem Eispunkte zu ihrer Entwicklung brauchen, wie ich selbst bemerkt habe. Können nun die Eier dieser Thiere sich in einer Wärme entwickeln, die um 26 Grad geringer ist, als diejenige, welche zum Ausbrüten der Vogeleier erfordert wird; warum sollte man das Ausbrüten einiger Eier in einer, noch sechs Grad geringern Wärme, d. i., in derjenigen Temperatur der Luft, wo das Wasser zu gefrieren anfängt, für unmöglich halten? Ich würde mich nicht einmal verwundern, wenn man mir sagte, daß es Eier gäbe, die in einer noch größern Kälte sich entwickelten; denn es giebt ja unter den Pflanzen, die in so vielen Stücken den Thieren gleichen, verschiedene Arten, welche mitten im kältesten Winter Blüten und Früchte tragen, wie z. E. das Eisenhütlein, die Hepatika, die schwarze Nieswurz, die Narzisse, die Erdmoose, und die Korallengewächse.

Unter den Keimen, aus denen Infusionsthierchen entstehen, giebt es eine Art, welcher die Hitze des siedenden Wassers nichts schadet, und das sind diejenigen, aus denen die kleinsten Thierchen,

P

oder

oder wie wir sie oben genannt haben, die Thierchen von der letzten Klasse hervorkommen \*). Die Aehnlichkeit, welche diese Thierchen in Ansehung ihrer geringern Größe mit denen haben, deren Ausbrüten selbst durch die Kälte des Gefrierens nicht verhindert wird, brachte mich auf die Muthmaßung, ob nicht die Keime, welche der Hitze des siedenden Wassers widerstehen können, mit denjenigen Keimen, die sich noch bey der Kälte des Gefrierens entwickeln, einerley wären. Um Gewißheit hiervon zu erlangen, stellte ich eine genaue Vergleichung unter diesen Thierchen an. Zu eben der Zeit, da ich einige frisch gemachte Infusionen in den Schnee vergrub, setzte ich andre ähnliche Infusionen in hermetisch versiegelten Gefäßen der Hitze des siedenden Wassers aus, und nach einigen Tagen untersuchte ich beyde. Allein niemals habe ich bey dem größten Theile der in dem Schnee sowohl, als in den hermetisch verschlossenen Gefäßen entstandenen Thierchen, einen merklichen Unterschied, weder in der Gestalt, Größe und Organisation, noch in ihrer Bewegung finden können. Ich glaube also hinlänglichen Grund zu dem Schlusse zu haben, daß alle diese Thierchen von einerley Art sind. Aus der Identität der Thierchen folgt auch die Identität der Keime. Wir haben also an den Keimen dieser kleinsten Thierchen zwey besondere Eigenschaften bemerkt;

erste

\*) Im 3ten Kap.

erstlich, daß sie der Hitze des siedenden Wassers widerstehen können, und zwentens, daß sie noch in der Kälte des Gefrierens fruchtbar bleiben.

---

### Sechstes Kapitel.

Ausführliche und genauere Betrachtungen  
über die Wirkung der Wärme und Kälte  
auf die thierischen Körper.

Wir haben nun gesehen, daß die Hitze und die Kälte die zwey Triebfedern der Natur sind, die bey einem gewissen Grade den Thieren tödlich werden. Ferner haben wir bemerkt, daß nicht alle Arten von Thieren durch einerley Grad, von Hitze oder Kälte getödtet werden, sondern daß nach Beschaffenheit ihrer verschiedenen Natur, einige mehr, andere weniger davon vertragen können. Allein alles dies sind wir im Kleinen nur durchgegangen, und haben uns blos auf gewisse Arten eingeschränkt, und zwar auf solche Arten, welche die untersten Stufen des Thierreichs einnehmen. Jetzt wollen wir ins Große gehen, und die Sache allgemeiner betrachten. Wir wollen nämlich die verschiedenen Klassen und Ordnungen der lebenden Geschöpfe durchgehen, und vom edelsten, erhabensten und vollkommensten derselben, d. h. vom Menschen, den Anfang machen. Die

se Betrachtungen sollen uns zu einer angenehmen Abwechslung dienen, damit die abgehandelten Materien durch die allzugroße Einförmigkeit den Lesern nicht Verdruß verursachen. Obgleich der Mensch, da er eben so gut, als die Thiere, physischen Gesetzen unterworfen ist, in einer allzuhetigen Hitze oder Kälte nothwendig umkommen muß, so kann er doch in der That von beyden mehr vertragen, als man glauben sollte. Man nahm sonst gemeinlich mit Boerhaven an, daß der Mensch in einer Luft, deren Hitze der Wärme des Blutes gleich wäre, nicht leben könnte. Dieser große Naturforscher hatte diesen Grundsatz deswegen angenommen, weil er gesehen hatte, daß einige Vögel und vierfüßige Thiere, in einer ohngefähr bis zum 52sten Gr. erhitzten Luft, gestorben waren, und dieß ist eine Hitze, die 22 Grad mehr beträgt, als die Wärme des menschlichen Blutes.\*) Man hat aber diese Meynung verworfen, nachdem man entdeckt hat, daß in einigen bewohnten Ländern die Hitze der Atmosphäre, selbst im Schatten, heftiger ist, als die innere Hitze unsers Körpers. So steigt zu Apame, auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, die Hitze der Atmosphäre im Schatten oft bis auf 36 Grad,\*\*) und dennoch können die Einwohner sie vertragen. Auch die Hitze zu Carolina ist den Einwohnern nicht

\*) Chemia T. L.

\*\*) Im 4ten Kap.

nicht tödlich, ohngeachtet sie mehr beträgt, als die Wärme des menschlichen Körpers, wie man aus dem Fallen des Thermometers sehen kann, wenn man es aus einem schattigten Orte in den Mund eines Menschen bringt. \*)

Die Hitze, die man im Bade fühlt, ist manchmal nicht geringer, als die größte Hitze der brennendsten Zonen; denn sie beträgt bey manchen Bädern 36, und bey andern 40 Grad. \*\*)

Was die Versuche über die Wirkung der Kälte betrifft, so verhält sich damit fast eben so, wie

¶ 3

mit

\*) Haller Physiol. T. 2.

\*\*) Haller ebend. Der Doctor Fordyce hat ohne Nachtheil zwanzig Minuten lang eine Hitze von 150 Gr. nach dem Fahrenheit. Thermometer, zehn Minuten lang eine Hitze von 198 Gr., und 8 Minuten lang eine Hitze von 262 Gr., das heißt, eine Hitze, welche die Hitze des kochenden Wassers weit übertrifft, ausgehalten. Seine Respiration litt in den ersten sieben Minuten keine Veränderung von dieser Hitze, in der achten aber nahm sie zu, welches alles er einer starken Mahlzeit zuschreibt, die er vorher zu sich genommen hatte; denn er hielt noch eine längere Zeit, ohne Beschwerlichkeit, die Hitze von 220 Gr. aus, und ein Hund, den man in einen Korb gesetzt hatte, litt keinen Schaden, ob er gleich zwey und dreßsig Minuten lang eine Hitze von 360 Gr. ausstehen mußte. Man weiß, daß der 212te Gr. des Fahrenheitischen Thermometers der Grad des kochenden Wassers ist. S. die philosoph. Transact. T. 65. Th. 1 und 2.

Anmerk. des franz. Uebersetzers.

mit den Versuchen über die Wirkung der Wärme. Boerhave glaubte, daß die äußerste Kälte, welche die Natur hervorbrächte, der auf dem Fahrenheitischen Thermometer mit Null bezeichnete Grad wäre, welcher nach dem Reaumur'schen Thermometer der 14te Grad unter dem natürlichen Eispunkte ist. Und diese Kälte hält er Menschen, Thieren und Pflanzen für tödlich. \*) Allein die Erfahrung hat uns gelehrt, daß in verschiedenen Theilen der Erde eine viel größere Kälte herrscht. Ich will mich nur auf dasjenige berufen, was die Mitglieder der Pariser Akademie in dieser Sache beobachtet, und bekannt gemacht haben. Verschiedene Winter hindurch ist die Kälte zu Petersburg bis zum 27sten Grad unter dem Eispunkte, und einmal bis zum 30sten gekommen. \*\*) Doch wurde diese Kälte durch die zu Quebeck bemerkte, noch übertroffen, wo das Thermometer 33 Gr. unter den Eispunkt fiel. \*\*\*) Noch größer war die Kälte, die Maupertuis zu Tornea bemerkte, wo das Thermometer 37 Gr. unter dem Eispunkte stand. \*\*\*\*) Wenn man eine solche Kälte mit der unsrigen vergleicht, so scheint sie sehr groß, und doch ist sie noch sehr geringe in Vergleichung mit derjenigen Kälte, die  
manch

\*) Chemia ebendas.

\*\*) Hist. de l'Academie Roy. des Sciences 1749.

\*\*\*) ebendas.

\*\*\*\*) Voyage au Cercle Polaire.



manchmal an verschiedenen Orten von Siberien, z. E. zu Tomsk, zu Kirenga, und zu Jenisek wüthet. Denn da hat man schon das Thermometer auf  $53\frac{1}{2}$ ,  $66\frac{1}{2}$ , und endlich auf 70 Grade fallen gesehen. \*)

Freylich ist nicht zu läugnen, daß eine so schreckliche Kälte dem menschlichen Körper schädlich, ja tödtlich ist. Die Kälte von 27 Graden konnte niemand zu Petersburg eine halbe Minute lang mit unbedecktem Gesicht aushalten. \*\*) Wer sich zu Tornea, wenn das Thermometer bis auf 37 Gr. fällt, der freyen Luft aussetzt, hat eine solche schmerzhaftige Empfindung, als wenn ihm die Brust gleichsam zerrissen wäre, und man findet unter diesem rauhen Himmelsstriche oft Einwohner, die im Winter einen Fuß oder Arm verlieren. \*\*\*) Uehnliche und noch traurigere Unglücksfälle erzählt die Geschichte von der Siberischen Kälte. Man findet aber auch Beyspiele von noch größerer Kälte in andern Gegenden der Erde. Von dieser Beschaffenheit war die Kälte, welche Middleton in der Hudsonsbay empfand, und von welcher er der königlichen Societät zu London Nachricht ertheilte. Alle flüßige Materien, nicht einmal der Brantwein ausgenommen, wurden in ihren Wohnungen zu Eis; die innern Wände der Häuser,

\*) Hist. de l'Acad. ebend.

\*\*) Hist. de l'Acad. ebend.

\*\*\*) ebend.

Häuser, auch ihre Betten überzogen sich mit einer drey Zoll dicken Eigrinde, ohnerachtet die Mauern der Häuser, in die sich ihre Einwohner das Jahr fünf Monate lang vergraben, von Stein, und zwey Fuß dicke, die Fenster sehr klein, und mit dichten Pfosten verwahret waren, und jeden Tag nur eine kurze Zeit geöffnet, auch immer durch ein starkes Feuer geheizt wurden. \*) Eine ähnliche Kälte empfanden die Holländer in Novazembla, wo die Witterung so strenge war, daß sie sogar in einer überall verschlossenen Hütte, die nicht die geringste Oeffnung hatte, und in der ein beständiges Feuer brannte, doch die größte Mühe anwenden mußten, um das Erfrieren ihrer Füße zu verhindern. Ihre Kleider waren immer mit Eis überzogen, und sogar den Wein, ob er gleich sehr stark war, mußten sie einander stückweis austheilen, weil er durch und durch zu einer harten Masse gefroren war. \*\*)

Die Wirkung dieser Kälte zeigt deutlich, daß sie dem menschlichen Geschlechte tödtlich seyn würde, wenn man nicht Mittel brauchte, sie abzuhalten. Ich will hiermit nicht sagen, daß sie durchgängig tödtlich sey, sondern nur in gewissen Umständen, in denen sich diejenigen befinden können, die sich vor ihr verwahren müssen. Denn was z. E. die Kälte in der Hudsonsbay, und in Novazembla

\*) Hist. de l' Acad. ebend.

\*\*) ebendas.

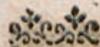
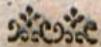
vazembla betrifft, welche die Holländer und andre Personen ausgestanden haben, so ist zu bemerken, daß diese Personen in Häuser eingeschlossen waren, und diese Zeit über ein sitzendes und ruhiges Leben führten, so daß die Kälte heftig auf sie gewirkt haben würde, wenn sie ihr nicht auf eine andre Art zu widerstehen gesucht hätten. Ich glaube aber nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß sie im freyen Felde, wofern sie nur durch Kleidung gehörig bedeckt gewesen wären, der so heftigen Kälte ohne Gefahr würden haben Trost bieten können, sobald sie sich nur gehörige Bewegung gemacht hätten. In den Winternächten unsers gemäßigten Himmelsstrichs ist die Kälte bisweilen viel stärker, als zum Gefrieren nöthig ist. Wenn wir uns dieser Kälte, ohne uns zu bewegen, eine Zeitlang aussetzen, so würde sie uns ohne Zweifel tödtlich seyn. Allein durch die bloße Bewegung wird sie uns unschädlich; und wir würden vermittelt der Bewegung eine noch viel heftigere Kälte aushalten können. So konnten z. E. die Mitglieder von der Pariser Akademie, die an ein eben so gemäßigtes Clima, als wir in Italien haben, gewöhnt waren, mitten in den Wäldern und auf den Bergen bey Tornea, ehe noch ein tiefer Schnee fiel, ihre astronomischen Beobachtungen anfangen, ohngeachtet eine sehr strenge Kälte daselbst herrschte, die zwar damals noch nicht, wie einige Zeit nachher, den 37sten Grad erreicht hatte, aber dennoch schon so stark war, daß alle

flüssige Materien, nur der Brantwein ausgenommen, in Eis verwandelt wurden, und man beyhm Trinken das Glas nicht vom Munde wieder wegbringen konnte, ohne es mit dem Blute der Lippen zu färben, indem es dem Trinkenden plötzlich an den Mund anfror. \*) Die in den nordlichen Gegenden wohnenden Wilden gehen in der strengsten Jahreszeit auf die Jagd; und weil sie gar wohl wissen, daß die bloße Bewegung sie beyhm Leben erhält, so pfliegen sie, wenn ihnen ein Unglück begegnet, und sie ihren Tod vor Augen sehen, denselben durch die Ruhe zu beschleunigen. \*\*) Nichts aber beweist die Wirkung der Bewegung gegen die Kälte deutlicher, als dasjenige, was von den Holländern gemeldet wird, die einen Winter zu Spitzbergen zubrachten, welches unter dem 78sten Grade nördlicher Breite liegt, und für das allerkälteste Land in der Welt gehalten wird. Diejenigen, die beyhm Anfang des Winters sich in eine hölzerne Hütte einschlossen, starben alle, einer nach dem andern; denn die Kälte war so heftig, daß sie sich nicht erwärmen konnten, sie mochten so viel Feuer machen, als sie wollten. Die übrigen hingegen, die in der freyen Luft herumgingen, sich mit der Jagd, mit Holztragen, und andern dergleichen Arbeiten beschäftigten, blieben munter und gesund. (\*\*\*)

\*) Hist. de l'Acad. de Sc. ebendas.

\*\*) Halleri Physiol. T. 2.

\*\*\*) Boerhave Praelect. in Halleri Physiol. T. 2.



Aus den bisher angezeigten Erfahrungen erhellet also, daß der Mensch eine sehr große Verschiedenheit von Hitze und Kälte ausstehen kann, von derjenigen Wärme an gerechnet, welche der Wärme des Blutes gleichkömmt, ja sie noch übersteigt, bis zu der Kälte, die noch viel heftiger ist, als das Gefrieren des Wassers erfordert. Man sieht auch daraus, daß der Mensch von der Natur nicht an einen gewissen Theil des Erdbodens gebunden ist, sondern daß er als ein freyer Herr desselben, in jeder Gegend leben, und überall sein Geschlecht fortpflanzen kann, ohne von der Verschiedenheit der Himmelsstriche daran verhindert zu werden.

So verhält sich aber nicht mit den vierfüßigen Thieren; diese sind dergestalt auf der Erde vertheilt worden, daß einige nur warme, andere bloß gemäßigte, und wieder andere nur kalte Gegenden zu ihrem Aufenthalte bekommen haben, und man hat bis jetzt noch keine Gattung gefunden, die jedes Clima vertragen könnte. Der Löwe, der Elephant, der Tieger, der Leopard, und das Panterthier sind nur für die heißen Länder bestimmt; bringt man sie in gemäßigte Gegenden, so verlieren sie die Kraft sich fortzupflanzen, und in kalten Ländern sterben sie gar bald. Unsere sonñlichen Hausthiere, z. E. Pferde, Rinder und Schaaf, können zwar in wärmern, aber nicht in viel kältern Gegenden, als die unfrigen sind, leben. Das Elendthier, das Rennthier, das  
Herme-

Hermelin, sind blos Einwohner der ganz nördlichen Gegenden, und werden niemals in mittäglichen Ländern gefunden; ja sie können nicht einmal unter den gemäßigten Himmelsstrichen, geschweige unter der heißen Zone leben. Wenigstens hat man dieß von den Rennthieren bemerkt. Es sind oft Versuche gemacht worden, sie in Deutschland und Frankreich als Hausthiere einzuführen; sie sind aber allemal, ohne sich zu vermehren, gestorben. \*)

Doch leidet das Gesetz, das die vierfüßigen Thiere in ihrem Vaterlande zu bleiben nöthiget, einige Einschränkung. Es giebt Arten, die zwar aus heißen Ländern abstammen, allein doch in gemäßigten Ländern leben, und sich vermehren können; auch giebt es einige Thiere in den kalten Gegenden, die ebenfalls in gemäßigten Ländern ausbauern. Das Kaninchen und das Brasilianische Afterkaninchen sind Beyspiele von der ersten, und der Biber nebst dem Hirschwolfe von der andern Classe.

Die Vögel können in Ansehung dieses Umstandes in zwey Classen getheilt werden. Einige gleichen hierinnen den vierfüßigen Thieren, und entfernen sich niemals von der Gegend, oder wenigstens nicht aus dem Himmelsstriche, wo sie geboren worden sind. Unter diesen schränken sich einige auf die heißen, oder auf die kalten, und giebt

\*) Buffon, Hist. Natur. T. XIV. in 12.



noch andere auf die gemäßigten Länder ein. Es giebt aber auch Vögel, die keinen beständigen Aufenthalt haben, sondern bey dem Wechsel der Jahreszeiten, entweder aus Mangel der Nahrungsmittel, oder weil sie die Kälte des Winters, und manchmal, wie wir weiter unten sehen werden, sogar eine sehr gelinde Kälte nicht vertragen können, auch ihren Aufenthalt und das Clima verwechseln.

Wir haben oben mit Boerhaven behauptet, daß eine Hitze von 52 Gr. über dem Eispunkte, in kurzer Zeit verschiedene Vögel und vierfüßige Thiere ums Leben bringt. Nun ist es zwar gewiß, daß eine 22 Gr. stärkere Hitze, als die Hitze des Blutes, sehr wirksam, und vielen Gattungen von Thieren unausstehlich seyn muß; jedoch kann man auch nicht leugnen, daß viele andere Gattungen von Thieren, die in dem heißesten Erdstriche, und in andern heißen Gegenden wohnen, diesen Grad der Hitze ohne Nachtheil ausstehen. Daher glaube ich, daß man von der Hitze, welche die Vögel und die andern Thiere aushalten können, eben so, wie von der Kälte, welche diesen Geschöpfen noch erträglich ist, urtheilen müsse. Gleichwie die in den nördlichen Ländern wohnenden Thiere eine sehr große Kälte vertragen, so können auch die in den südlichen Ländern befindlichen Thiere eine sehr große Hitze ausstehen.

Hey den Fischen, sowohl bey den wallfischartigen, als auch bey den übrigen, die mit Schuppen

pen

pen versehen sind, ist es leicht, den höchsten Grad der Kälte zu bestimmen, den sie aushalten können. Er wird allemal so viel betragen, als der Grad der Kälte des Wassers, in dem sie schwimmen, und folglich niemals so stark, als die Kälte des Gefrierens seyn, wenn nämlich von den Fischen des süßen Wassers die Rede ist, weil dasselbe bey einer größern Kälte nicht flüßig bleibt. Die Fische, die sich im salzigen Wasser, z. E. im Meere aufhalten, welches nicht so leicht, als das süße Wasser gefriert; sind einer größern Kälte ausgesetzt, die entweder der Kälte des Gefrierens gleich ist, oder sie auch wohl noch etwas übertrifft. Hieraus folgt also, daß die Fische durch das Element, welches sie bewohnen, gegen diejenige Kälte, die so vielen andern Thieren tödtlich ist, geschützt werden. Aus dem nämlichen Grunde sind sie auch gegen die große Hitze der Atmosphäre gesichert, diejenigen Fische ausgenommen, welche in solchen Gewässern leben, die nicht sehr tief sind, und daher nothwendig nach Maasgabe der Jahreszeit und des Klima, unter dem sie sich aufhalten, die Wirkung und Hitze der Luft mehr oder weniger empfinden müssen. Man hat aus einigen Beobachtungen gesehen, daß es in gewissen warmen Bädern Karpfen giebt, welche die Hitze des menschlichen Blutes vertragen können. \*) Ich war begierig, über diese Art von Fischen auch einige

\*) Hallers Physiol. Th. 2.

nige Beobachtungen anzustellen; ich nahm dazu  
 Flußkarpfen, und erhitzte das Wasser, worein  
 ich sie gesetzt hatte, bis zum 33sten Grade, ohne  
 ein Zeichen zu bemerken, daß ihnen diese Hitze be-  
 schwerlich wäre. Im 34 Gr. fingen sie an sich  
 stark zu bewegen, und im 37½ starben sie. Ich  
 nahm alsdenn andere Fische, nämlich Aale,  
 Schleihen und Lampreten, die aber alle noch eher  
 starben. Wenn man nach der Analogie schließen  
 will, so kann man behaupten, daß diejenigen Fi-  
 sche, welche gewohnt sind, im warmen Wasser,  
 z. E. in Bädern zu leben, eine stärkere Hitze müs-  
 sen aushalten können. Die Fische, von denen  
 Sonnerat \*) redet, sind ein deutlicher Beweis  
 davon.

Unter allen uns bekannten Thieren aber sind  
 die kriechenden Thiere und die Insekten am wenig-  
 sten zur Ertragung der Kälte geschickt, und am  
 meisten nach Wärme begierig. Man kann sagen,  
 daß die Sonnenwärme ihre Seele ist; denn so  
 lange sie selbige genießen, sind sie voll Gefühl und  
 Bewegung, und je wirksamer die Wärme dieses  
 Gestirns ist, desto hurtiger, lebhafter und kühner  
 pflegen diese Thiere zu seyn. Die giftigen Thiere,  
 z. B. die Skorpionen und viele Schlangen, sind  
 alsdenn am gefährlichsten, weil ihr Gift zu der  
 Zeit am heftigsten ist. Allein die Kälte bringt  
 bey allen diesen Thieren eine entgegen gesetzte  
 Wir-

\*) Im 4ten Cap,

Wirkung hervor. Ein überaus großer Theil von Insekten stirbt bey der Annäherung des Winters, und es würde denen, die bey dem Leben bleiben, nicht besser ergehen, wenn sie nicht der Kälte zu entfliehen wüßten. Daher sucht jedes von diesen Thieren in dem gemäßigten Himmelsstriche, sobald sich der Winter einfindet, einen Aufenthalt, der es wider die Kälte schützt. Einige kriechen in die Ritzen der Mauern, oder unter die Dachziegel, wie die Skorpionen und viele Arten von Fliegen. Andere verbergen sich zwischen die Felsen, zwischen den Ritzen der Bäume, oder in hohlen Stämmen, wie die Ottern, Schlangen, die spanischen Fliegen und andere dergleichen Thiere. Noch andere suchen in den Hölen der Berge, in unterirdischen Gegenden, oder in unsern Kellern Schutz wider die Kälte. Dahin gehören vielerley Arten von Spinnen, Fliegen, Mücken, Schnecken, auch großen und kleinen Käfern. Noch andere nehmen ihre Zuflucht in die Misthaufen, worinnen mitten im Winter beständig eine gelinde Wärme herrscht. Vorzüglich aber sind die Tiefen der Gewässer und das Innere der Erde die Zufluchtsörter, wo der größte Theil der kriechenden Thiere und Insekten Schutz gegen die Kälte zu suchen pflegt. Allein in allen diesen Orten ist zwar ihr Leben hinlänglich wider die Kälte gesichert; sie fühlen aber dennoch ihre Wirkung in einem ziemlichen Grade. Denn dies zeigt das Erstarren ihrer Glieder, und  
des

der tobtendähnliche Zustand, in welchem sie den ganzen Winter hindurch verbleiben.

Ich läugne nicht, daß es auch unter den vierfüßigen Thieren, unter den Vögeln, und vielleicht auch unter den Fischen einige geben könne, die eben so, wie die Insekten und kriechenden Thiere, eine Art von Erstarrung den Winter über empfinden. Was die vierfüßigen Thiere betrifft, so will ich ohne der Kröten, Frösche und Eidechsen zu gedenken, die fast den ganzen Winter im Wasser oder unter der Erde stecken, und diese Zeit über beständig gleichsam ohne Leben daliegen, nur die Igel, die Erdschildkröten, viele Arten Mäuse, die Murrelthiere, und Siebenschläfer anführen. Diese Thiere verbergen sich im Winter theils in die hohlen Bäume, theils unter der Erde, wo einige einzeln, andere wieder in Gesellschaft mit andern leben. (37)

Eben diese Wirkung hat die Kälte auch auf die Fledermäuse; daher findet man sie des Winters gemeiniglich ganz steif und unbeweglich in hohlen Bäumen, in den Nischen der Mauern, oder in unterirdischen Höhlen hängen. (38)

Unter den Vögeln giebt es gleichfalls einige, die im Winter erstarren. Sobald die warme Jahreszeit zu Ende geht, vereinigen sich manche zu Hunderten, hängen sich haufenweise und fest an einander, und stürzen sich alsdenn ins Wasser, worinnen sie auf diese Art den ganzen Winter zubringen. Der gelehrte Leser wird ohne mein Erinnern

□

leicht

leicht einsehen, daß ich die Schwalben meyne, und die Sache ist zu bekannt, und zu sehr durch die Erfahrung bestätigt, als daß man es wagen sollte, sie in Zweifel zu ziehen. Verschiedene angesehene und glaubwürdige Personen bezeugen, sie hätten nicht nur ganze Haufen von Schwalben sich bey dem Annähern des Winters, in die Leiche stürzen, sondern auch mehr als einmal solche Ketten an einander hängender Schwalben, mit Netzen aus dem Wasser, ja sogar unter dem Eise hervorziehen gesehen. Die Frage läuft also da hinaus: ob die Schwalben, von denen unsere Schriftsteller reden, unsere einheimischen, das heißt, diejenigen sind, die sich Nester von Erde in unsern Häusern bauen, und den ganzen Sommer bey uns wohnen, oder ob es fremde Schwalben, das heißt, solche Vögel sind, die zwar der Farbe, Gestalt und Größe nach unsern Schwalben gleichen, aber doch eine ganz andere Art ausmachen, und zum Theil andere Eigenschaften besitzen. Schon seit vielen Jahren habe ich gesucht, diesen noch einigermaßen streitigen Punkt aufzuklären. (39) Ich wußte aus eigener Erfahrung, daß den Thieren, die im Winter erstarren, in einer jeden andern Jahreszeit ein gleiches wiederfährt, sobald sie nur von dem hierzu gehörigen Grade von Kälte angefallen werden. Wenn man einen Frosch, eine Bisamrage, und eine Eidechse im Sommer, wo diese Thiere am lebhaftesten sind, die Kälte des Gefrierens empfinden läßt, so verlieren sie  
als.

alsbald alle Bewegung; und dieser Zustand dauert bey ihnen so lange fort, so lange der Grad der Kälte dauert. Indem ich hierbey voraussetzte, daß die Schwalben unserer Länder die nämlichen wären, die man erstarrt, und unbeweglich aus dem Wasser hat fischen sehen, und die man auch bisweilen unter dem Eise gefunden hat, konnte ich ohne zu irren annehmen, daß diese Vögel, auch zu jeder andern Zeit, wenn man sie in ähnliche Kälte versetzte, erstarren müßten. Ich nahm mir also vor, einige davon in die Atmosphäre einer Eisgrube zu bringen, sie aber erst nach und nach durch eine weniger kalte Luft, nämlich durch einen Keller, und durch ein neben der Eisgrube befindliches Behältniß gehen zu lassen. Denn wenn ich diese Vögel, da es im August war, aus der Hitze gleich in die Eisgrube gebracht hätte; so würde die Veränderung zu heftig gewesen seyn. Allein in dem neben der Eisgrube befindlichen Behältnisse waren diese Schwalben nach drey Stunden alle todt, ohne daß ich bemerken konnte, ob sie zuvor in eine Lethargie gefallen wären, ohngeachtet die Kälte dieses Behältnisses sehr geringe war; denn das Thermometer stand fünf Grad über dem Eispunkte. Andere Schwalben, die ich hernach an eben diesen Ort brachte, hatten ein gleiches Schicksal. Hieraus glaubte ich nun den Schluß ziehen zu können, daß die Schwalben, die man im Wasser, oder unter dem Eise findet, eine von unsern Schwalben ganz verschiedene Art ausmachen,

weil diese nicht einmal eine sehr geringe Kälte vertragen können. Diese meine Erfahrung, der ich in einer Anmerkung zu meiner Uebersetzung der Betrachtungen über die Natur \*) Erwähnung gethan habe, finde ich von dem Herrn von Buffon in seinem ersten Theile über die Vögel, der im Jahr 1770. herausgekommen ist, bestätigt. Er sagt selbst, daß er, aus der nämlichen Ursache, verschiedene gemeine Schwalben in eine Eisgrube verschlossen habe, ohne daß sie jemals erstarrt wären, wenn sie auch lange Zeit in dieser kalten Luft hätten bleiben müssen. Hieraus folgert er, daß diese Vögel unmöglich im Winter diesem lethargischen Schlafe unterworfen seyn könnten, zumal da ihn Hr. Adanson versichert hätte, er habe in Senegall allemal die Schwalben im Herbst ankommen, und im Frühlinge wieder fortziehen gesehen. Er glaubt daher ebenfalls, daß die gemeinen europäischen Schwalben, und diejenigen, welche zu erstarren pflegen, zwey ganz verschiedene Arten sind, ohngeachtet man sie bis jetzt nur für eine gehalten hat. (40)

Endlich giebt es auch unter der zahlreichen Classe der Fische einige, auf welche die Kälte eben diese Wirkung hat. Und wenn wir dem Peclin,  
den

\*) Diese Uebersetzung wurde im J. 1769. und 1770. zum erstenmale gedruckt, und fünf Jahre vorher stellte ich diese Beobachtungen an.

ben 'Haller \*) anführt, glauben dürfen, so sind die Schleyen von dieser Beschaffenheit, welche, wie er gesehen hat, sich bey dem Anfange des Winters in den Schlamm eingegraben haben, eben so, wie es viele kriechende Thiere, und die Insekten machen, die aus der nämlichen Ursache sich unter die Erde verbergen. Sonst aber sind die Fische überhaupt solche Thiere, die das Privilegium genießen, ihr Leben und ihre Bewegungsfähigkeit zu erhalten, die Kälte mag auch noch so groß seyn, theils weil das Wasser, so lange es flüßig ist, nie einen hohen Grad von Kälte annehmen kann, theils auch, weil diese Thiere sich leicht gegen die Kälte, die das Wasser annimmt, sie mag noch so stark seyn, dadurch schützen können, daß sie sich in die tiefsten Gegenden begeben. Woher kommt es aber, daß fast alle Insekten und kriechenden Thiere, bey einem gewissen Grade der Kälte, ihre Kräfte verlieren, zur Bewegung ganz ungeschickt werden, und das Ansehen todtter Geschöpfe bekommen, und daß im Gegentheil die Menschen, der größte Theil der vierfüßigen Thiere und der Vögel, bey eben demselben, ja bey einem noch viel größern Grade der Kälte ihre Kräfte und ihre Lebhaftigkeit behalten? Was mag wohl die unmittelbare und nächste Ursache seyn, welche diesen todtähnlichen Zustand bey den erstern Thieren hervorbringt, ohne die übrigen bey

D 3

gleichen

\*) Ad Prael. Boerh. T. 4. Haller Physiol. T. 5.

gleichen Umständen, in diesen scheinbaren Tod zu versetzen? Niemand hat, so viel ich weiß, vor dem Hrn. von Buffon, an eine sorgfältige Untersuchung dieses sonderbaren Phänomens gedacht. Dieser Naturforscher nun bemerkte, daß diejenigen Thiere, welche im Winter erstarren, kaltes Blut haben; wie z. E., die Haselmäuse \*), die Siebenschläfer, die Igel und die Fledermäuse, welche nach seiner Bemerkung keine innere Hitze haben, und also vermuthlich nur den Grad von Wärme besitzen, den die Atmosphäre hat; daher bey der Annäherung des Winters ihr Blut mit der äußern Atmosphäre zugleich kälter wird, welches hingegen bey solchen Thieren nicht geschieht, welche mit warmen Blute versehen sind, und daher in sich selbst eine Quelle von dem erwärmenden Elemente enthalten. Durch diese Erkältung des Blutes muß also nothwendig eine Erstarrung verursacht, folglich der Gebrauch ihrer Glieder und Sinnen verhindert werden, zumal da dies erkältete Blut wahrscheinlicher Weise nur in den größern Gefäßen circuliren wird. Dies ist also nach Hrn. von Buffons Meynung, die unmittelbare Ursache von dem Erstarren der vier Arten der kleinen vierfüßigen Thiere, die oben genannt worden sind. Er dehnt diese Meynung noch weiter auf die Murmelthiere, und auf alle andere Thiere aus, die dem Erstarren unterworfen sind, indem er für  
gewiß

\*) Die er lerots nennt.

gewiß annimmt, daß alle diese Thiere kaltes Blut haben. \*)

Ich wünschte nur, daß diese so scheinbare Erklärung auch wahr wäre. Allein ich bin nicht so glücklich gewesen, sie mit der Erfahrung übereinstimmend zu finden. Fürs erste ist die Voraussetzung des Hrn. von Büsson, daß ein jedes erstarrendes Thier kaltes Blut habe, nicht gegründet; denn weder bey den Igeln, noch bey den Murmelthieren, noch bey den Fledermäusen trifft man kaltes Blut an. Haller, der viel Igel anatomirt hat, sagt ausdrücklich, daß er allezeit warmes Blut bey ihnen gefunden habe, und er setzt hinzu, daß Lister, Robinson und Lancisi, schon vor ihm eben diese Bemerkung gemacht hätten. \*\*)

Ich kann nicht unterlassen, der Meynung dieser großen Naturforscher beizustimmen. Ich habe mit drey Igeln Versuche angestellt, und das Blut war bey allen dreyen warm. Eben dieses habe ich auch bey den Fledermäusen gefunden. Ich bediente mich, um die Wahrheit zu entdecken, eben der Methode, die Hr. von Büsson bey den Haselmäusen beobachtet hatte, und welche darinnen bestand, daß er ihnen die Kugel eines kleinen Thermometers in den Mund steckte. Er versichert, daß der Spiritus niemals gestiegen, sondern sogar manchmal einen halben, auch wohl einen ganzen

2 4

Grad

\*) Hist. nat. T. 16. und 17.

\*\*) Physiol. Th. 2.

Grab gesunken wäre, und daher deutlich gezeigt hätte, daß dieses kleine vierfüßige Thier kaltes Blut haben müßte. Ich hingegen hatte bey der Wiederholung dieser Versuche das Thermometer kaum in den Mund der Igel und der Fledermäuse gebracht, als der Spiritus bis zum 30sten Grad, und sogar bis zum 31sten fiel, wenn ich das Thermometer zehn Minuten darin ließ. Hieraus ersieht man also, daß beyde Arten von Thieren, mit uns einerley Grad von innerlicher Wärme besitzen. Da ich zu derselben Zeit keine Gelegenheit hatte, ein Murmelthier zu erhalten, so ersuchte ich einen meiner Freunde \*), der dergleichen leicht bekommen konnte, ähnliche Versuche mit diesen Thieren anzustellen. Er war so gefällig, mein Verlangen zu befriedigen, und der Erfolg seiner Versuche zeigte, daß die Murmelthiere kein kaltes Blut haben, wie Buffon glaubt, sondern daß sie eben sowohl, wie andere vierfüßige Thiere, eine innerliche Wärme besitzen. Er überzeugte sich hievon nochmals dadurch, daß er eine Zeitlang das Thermometer unter die Schulter zweyer Murmelthiere hielt. Die Hitze des einen machte, daß das Thermometer in acht Minuten bis zum 26sten Gr. über den Eispunkt stieg, das heißt,

16

\*) Es war Herr Giannambrogio Sangiorgio von Mantua, ein sehr guter Chymicus, welcher der gelehrtesten Welt schon durch eine sehr wohl ausgearbeitete Abhandlung über den Fuchsschwanz und über das Comißbrod bekannt ist.

16 Grad höher, als das Thermometer vorher in der freyen Luft gestanden hatte; durch die Hitze des andern Murrelthiers stieg der Spiritus in 15 Minuten bis zum 27sten Grad über 0. Einige Zeit darauf glückte es mir selbst, zwey Murrelthiere zu bekommen, und die mit ihnen angestellten Versuche kamen mit den Versuchen meines gelehrten Freundes völlig überein. Das Thermometer, das ich ihnen in den Mund steckte, und das in der freyen Luft auf 15 Grad stand, stieg bis zum 31sten Grad. Die Frage, wegen der Wärme des Blutes dieser Thiere, kann nunmehr also wohl mit Recht für entschieden gehalten werden.

Wie läßt sich aber gegenwärtig mit diesen un-  
streitig richtigen Erfahrungen die Meynung des  
Hrn. von Buffon vereinigen, der ausdrücklich  
behauptet, daß er bey den Igeln und Fledermäu-  
sen kaltes Blut gefunden habe? Ohne meine Zu-  
flucht zu der Behauptung zu nehmen, daß die  
zwey von ihm untersuchten Arten der Thiere, von  
den unsrigen verschieden seyn könnten, oder daß  
seine Untersuchungen nicht mit Genauigkeit ange-  
stellt worden wären; fällt mir ein Mittel ein,  
diese widersprechenden Erfahrungen zu vereinigen.  
Nämlich der französische Naturforscher kann viel-  
leicht seine Beobachtungen im Winter angestellt  
haben, wo diese Thiere ohne Empfindung und  
Bewegung sind; denn alsdenn haben sie wirklich  
mit den Thieren, die kaltes Blut besitzen, eine

Ähnlichkeit, weil die Kälte der Jahreszeit sie aller innern Wärme beraubt. Außer demjenigen, was meine Erfahrungen über die Igel und Fledermäuse gezeigt haben, läßt sich diese Sache auch aus allgemeinen Grundsätzen der Vernunft beurtheilen, indem ja die angeführten Thiere nicht erstarren könnten, wenn die innere Hitze, die sie belebt, sich nicht verringerte. Aus diesem Allen läßt sich also schließen, daß, ohngeachtet die Büffonsche Meynung keinen Grund hat, es dennoch eine unleugbare Sache sey, daß bey allen Thieren, die im Winter erstarren, das Blut kälter wird. Folgt aber auch daraus, daß diese Erstarrung die unmittelbare Wirkung von der Erkältung des Blutes ist? Um die Richtigkeit dieser Folgerung zu prüfen, wollen wir einmal ein Thier betrachten, das jetzt zu erstarren anfängt. Ich sehe, daß diese Erstarrung daher kömmt, weil die Kälte auf das Thier wirkt. Ich finde, daß diese Kälte nicht bloß auf die äußern, sondern auch auf die innern Theile des Körpers wirkt. Denn wenn ich die Kugel des Thermometers an verschiedene innere Theile des Thieres bringe, so kann ich nicht länger daran zweifeln. Auch lehren mich diese Versuche, daß die Kälte nicht nur den flüssigen, sondern auch den festen Theilen mitgetheilt wird. Alle diese Erfahrungen machten mich zweifelhaft, ob das Erstarren der Thiere eine Wirkung der Erkältung des Blutes, oder der Erkältung der festen Theile sey, oder ob sie aus der  
Erkäl-

Erkältung beyder entstehe. Um mir diesen Zweifel zu benehmen, suchte ich dasjenige, was die Erfahrung gelehrt hatte, sorgfältig zu analysiren. Ich überlegte, daß wenn es unter den Thieren, die im Winter erstarren, eines geben sollte, welches nach dem Verluste seines Blutes, noch eine geraume Zeit seine erste Lebhaftigkeit und Kraft behielte, dieses Thier der Sache ein großes Licht geben könnte. Denn wenn ich ein solches Thier dem Grade der Kälte aussetzte, worinnen dergleichen Thiere zu erstarren pflegen, so würde es, sobald es sein Blut verloren hätte, entweder von der Erstarrung befreyt bleiben, in welchem Falle man die Erkältung des Blutes für die einzige Ursache halten müßte; oder das Thier würde eben so, als wenn es gesund wäre, in die gewöhnliche Erstarrung versetzt werden, und alsdann könnte die Erkältung des Blutes nicht die Ursache der Erstarrung seyn, die man vielmehr der Erkältung der festen Theile, oder doch wenigstens der Wirkung der Kälte auf diese Theile zuschreiben müßte. Ein solches Thier ist nicht nur möglich, sondern auch wirklich in der Natur vorhanden, ja es giebt sogar verschiedene von dieser Beschaffenheit, z. E. die gemeinen Frösche, die Laubfrösche, die Kröten, Wassersalamander u. dgl. Nachdem ich mit diesen Thieren allerhand Versuche angestellt hatte, so fand ich, daß wenn ich ihnen auch das Herz geöffnet und alles Blut herausgenommen, oder die große Pulsader zerschnitten hatte, diese Thiere

Thiere doch noch viele Stunden herumspringen, sich ins Wasser tauchen, darinnen herumschwimmen, die Sinne des Gesichts und Gefühls gebrauchen, mit einem Worte alle die körperlichen Handlungen, die sie vorher ausübten, fortsetzen konnten. Um nun also recht gewiß zu werden, auf welcher Seite die Wahrheit sey, entschloß ich mich, neue Versuche anzustellen, und fieng mit den Fröschen an. Ich vergrub also verschiedne der lebhaftesten im Schnee; einige davon ließ ich unbeschädiget, andern aber entzog ich das Blut, das ich mit großem Fleiße aus dem Herzen, und aus den vornehmsten zerschnittenen Gefäßen ganz herauspreßte. Nach acht oder zehn Minuten grub ich einige wieder aus dem Schnee heraus, und sah, daß sowohl diejenigen, denen ich das Blut genommen, als auch die übrigen, denen ich das Blut gelassen hatte, sich in einerley Zustande befanden, daß heißt halb todt und ohne Lust zu entfliehen waren, ob sie gleich ihre Freyheit hatten.

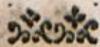
Von diesen Versuchen und Beobachtungen habe ich in meinem Buche de Fenomeni della Circolazione ausführlicher gehandelt.

Nachdem wiederum 15 Minuten vergangen waren, nahm ich einige andere Frösche aus dem Schnee, und fand, daß sowohl diejenigen, welchen ich das Blut gelassen, als auch die, denen ich es genommen hatte, von der Kälte zusammengezogen, unbeweglich gemacht, und gleichsam  
gefro-

gefroren waren. Ich steckte sie alle wieder in den Schnee, und erst nach einigen Stunden brachte ich sie in einen warmen Ort, wobey ich alles, was mit ihnen vorgieng, genau beobachtete. Mit Verwunderung sahe ich, daß sie, ohngeachtet sie sehr zusammengeschrumpft waren, sich nach und nach ausdehnten, die Augen öffneten, allerhand Bewegungen machten, hernach in die Höhe sprangen, und entfliehen wollten, und zwar bemerkte ich dieses nicht nur bey den gesunden, sondern auch bey denen, welchen ich alles Blut entzogen hatte. Die Neugier bewog mich, diese Frösche noch einmal in den Schnee zu stecken. Als ich sie nach einiger Zeit wieder herausnahm, bemerkte ich wiederum alle vorhin angeführten Umstände. Ich habe diese Versuche hernach zu verschiedenen Jahreszeiten wiederholt, und keinen Unterschied gefunden, auch zugleich aus einigen andern, um eben diese Zeit angestellten Versuchen ersehen, daß die Laubfrösche, die Kröten und Wassersalamander mit den gemeinen Fröschen darin vollkommen übereinstimmen, daß sie nicht nur in ihrem gesunden Zustande, sondern auch alsdenn, wenn ich sie ihres Bluts beraubte, durch die Kälte des Schnees in einen lethargischen Schlaf versetzt wurden, hingegen bey dem gehörigen Grade von Wärme wiederum ihre vorige Lebhaftigkeit erhielten.

Aus allen diesen, mit einander übereinstimmenden Erfahrungen läßt sich also der Schluß ziehen,

ziehen, daß die Abnahme der Empfindung und Bewegung bey diesen Thieren ganz und gar nicht von der Erkältung des Bluts entstehen könne. Denn wie kann hier eine Erkältung statt finden, wo kein Blut vorhanden ist? Aus eben der Ursache läßt sich auch diese Erstarrung nicht dem verminderten Umlauf des Blutes, sondern bloß der Veränderung in den festen Theilen zuschreiben, welche durch die heftige Wirkung der Kälte in einen widernatürlichen Zustand versetzt werden. Die Beschaffenheit dieses neuen widernatürlichen Zustandes kann man einigermaßen aus den Erscheinungen erklären, die man bey den erstarrenden Thieren bemerkt. Die Theile ihres Körpers ziehen sich zusammen; ihre Muskeln verlieren das Weiche und das Biegsame, welches sie vorher hatten, und werden ganz steif und hart; welches ein sicheres Zeichen ist, daß die Muskelfiebern ihre ausdehnende Kraft größtentheils verloren haben; und dieser Verlust muß nothwendig der Reizbarkeit den größten Schaden thun. Ich bin hievon völlig überzeugt worden, indem ich die Muskelfiebern mit verschiedenen Stichen reizte, und doch keine, oder wenigstens nur sehr geringe Merkmale von einer Zusammenziehung oder Empfindung bemerkte. Da man nun die Reizbarkeit gemeinlich für den Grund und die Quelle des animalischen Lebens zu halten pflegt, und dieselbe bey diesen Thieren, wenn man sie der Kälte aussetzt, überaus sehr geschwächt wird, so darf man sich nicht



nicht verwundern, wenn man hieraus jene, dem Tode so ähnliche Erstarrung entstehen sieht. Ist nun dieses, wie es scheint, die wahre und unmittelbare Ursache von dem Erstarren der oben genannten Thiere, so sehe ich nicht, warum man bey den übrigen Thieren, die einer ähnlichen Erstarrung unterworfen sind, eine andre Ursache annehmen sollte. Es ist wahr, man kann bey den mit warmen Blute versehenen Thieren, die auch einer solchen Erstarrung ausgesetzt sind, diejenige Ursache, welche nach Buffons Meynung das Erstarren hervorbringen soll, nicht ganz verwerfen, da diese Thiere, vermöge ihrer Natur, nicht ohne Blut leben können. Allein es ist doch eine ausgemachte Sache, daß die Fibern ihrer Muskeln ebenfalls steif, und gegen jede Anreizung unempfindlich werden, sobald sie in diesen lethargischen Schlaf gefallen sind. Dieses habe ich sehr deutlich bey den Fledermäusen beobachtet. Ich bestreute diese Thiere mit Salz, begoß sie mit heißem Wasser, stach sie mit spitzigen Eisen, und schnitt mit einem scharfen Messer das muskulöse Fleisch von der Brust ab; alles sehr mächtige Mittel, die Reizbarkeit zu erregen, und doch waren sie in diesem Falle ganz unwirksam. Selbst der elektrische Funken, der doch sonst unter allen Mitteln am fähigsten ist, die reizbare Kraft zu erwecken, war ohne alle Wirkung. Wenn also die mit warmen Blute versehenen Thiere eben so, wie die Thiere mit kaltem Blute, durch die Kälte ihrer Reizbarkeit be-

raubt

raubt werden, und wenn das Aufhören dieser Kraft, soviel mir es wenigstens geschienen hat, die unmittelbare und einzige Ursache des lethargischen Schlags bey dieser Art von Thieren ist; so sehe ich keinen Grund, warum sie es bey den übrigen Thieren nicht ebenfalls seyn sollte.

Allein die dem lethargischen Schlage unterworfenen Thiere erstarren nicht bey einerley Grade von Kälte. Einige fallen schon in diesen Zustand bey einer geringen Kälte, andre hingegen brauchen eine etwas heftigere, und einige eine sehr strenge Kälte. Der durch das Wort temperirt angezeigte Grad, der uns Menschen so gelinde vorkommt, verursacht schon bey einer Art von Ragen (ghiri) eine Erstarrung, und eine nicht viel stärkere Kälte versetzt die Bienen, die Schlangen, die Ottern, und verschiedne Arten von Fledermäusen in diesen Zustand. In einem dem Eispunkte nahen Grade von Kälte erstarren die Kröten, die Frösche, die Salamander und einige andre Thiere; allein die Murrelthiere brauchen hierzu über 5 Gr. Kälte unter dem Eispunkte.\*) Diese so merkliche Verschiedenheit in Ansehung der zum Erstarren erforderlichen Grade von Kälte kann von nichts anders, als von der verschiednen Beschaffenheit der Muskelfasern entstehen, die in einigen Thieren empfindlicher sind, als in andern, und bey manchen Arten geschwinder, bey manchen aber

\*) Reaumur Mem. sur les Inf.

aber viel später steif werden. Wenn die Kälte zu heftig wird, so artet daher das Erstarren, oder dieser todtenähnliche Zustand in einen wirklichen Tod aus.

Die Physiologen geben einen sehr wahrscheinlichen Grund von dem Erfrieren der Menschen und Thiere an. Die Kälte, sagen sie, zieht erstlich die häutigen Gefäße zusammen, und zwingt das Blut nach den innern Theilen des Körpers zurückzufließen und sich daselbst anzuhäufen; daher entsteht die Unempfindlichkeit und Unbeweglichkeit der Gliedern, ingleichen die starke Bläße der Haut. Nimmt die Kälte zu, so durchdringt sie auch die innern und größern Gefäße, welche auf eben die Art, wie die erstern, zusammengezogen werden; und dieses macht, daß der Zufluß des Blutes gegen die innern Theile noch stärker wird. Nur die Gefäße des Gehirns, welche durch die Hirnschale gegen die Kälte geschützt werden, ziehen sich nicht so leicht zusammen; das Blut läuft daher in diese Gegend sehr häufig durch die bedeckten Pulsadern, auf welche die Kälte vermöge dieser Einrichtung nicht unmittelbar wirken kann, da hingegen die an dem Halse befindlichen Blutadern, welche keine so harte Bedeckung haben, durch die Kälte zusammengezogen werden, und daher das Blut nur in geringer Menge in das Herz zurückführen können. Hieraus entsteht also natürlicher Weise nach und nach eine große Verminderung des Umlaufs des Blutes, und endlich, wenn die Kälte  
N immer

immer zunimmt, ein vollkommener Stillestand oder Ruhe, welche den Tod des Thieres nach sich zieht.

Es ist nichts seltenes in den nördlichen Ländern, daß ein plötzlicher und starker Anfall von Kälte einen Menschen augenblicklich tödtet; von welchem plötzlichen Tode man die nämliche Ursache angiebt. Denn wenn die Lunge der unmittelbaren Wirkung einer sehr kalten Luft ausgesetzt wird, so zieht sie sich sehr stark zusammen, und diese Zusammenziehung verhindert die Bewegung des Bluts aus der rechten in die linke Herzkammer, so daß also nach dieser Erklärung der Tod derjenigen Thiere, die durch die Kälte ihr Leben verlieren, von den Hindernissen verursacht wird, welchen der Umlauf des Bluts bey einer starken Kälte ausgesetzt ist.

Ich bin vollkommen überzeugt, daß die angegebene Ursache bey verschiedenen Thieren den Tod veranlasset, wenigstens bey solchen, die deswegen sterben, weil der Umlauf des Blutes gehemmt worden ist. Da es aber doch eine große Anzahl von Thieren giebt, die noch eine Zeitlang fortleben, obgleich der Umlauf ihrer Säfte gehemmt, oder wohl gar völlig zerstört worden ist; so folgt hieraus, daß der Tod dieser durch die Kälte getödteten Thiere eine andere Ursache haben müsse, als den verhinderten Umlauf des Blutes. \*)

Um

\*) S. meine bereits angeführte Schrift de Fenomeni della circolazione etc. Ich zeige darinnen nicht nur, daß

Um diese Materie noch genauer ins Licht zu setzen, und die eigentliche Ursache von dem Tode derjenigen Thiere zu entdecken, welche durch die Kälte ihr Leben verlieren, so stellte ich mit diesen Thieren eben diejenigen Beobachtungen an, die ich schon über diejenigen angestellt hatte, welche eine etwas geringere Kälte in einen lethargischen Schlaf versetzt. Die Umstände, welche vor und bey einem solchem Tode bemerkt wurden, sind folgende. Die Muskeln werden immer nach und nach steifer, bis endlich das Fleisch ganz hart wird, und gefriert. Dieses Gefrieren zeigt sich anfänglich nur in den äußern Theilen; nach und nach aber erstreckt sich dasselbe immer weiter, bis es endlich die innersten Theile des Körpers erreicht. Wenn man auch alsdenn ein solches Thier in eine gemäßigte Luft bringt, worinnen die gefrorenen Theile wieder aufthauen, und die Glieder des Thieres ihre vorige Geschmeidigkeit und Weiche wieder bekommen; so lebt doch deswegen das Thier nicht wieder auf. Sein Tod ist also eine nothwendige Folge von dem Gefrieren der Glieder; doch kann man nicht sagen, daß derselbe durch

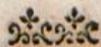
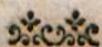
N 2

daß

daß verschiedene Thiere noch eine lange Zeit lebendig bleiben, wenn man sie auch ihres Bluts gänzlich beraubt hat, sondern daß sie sogar noch fortleben, wenn man auch den Umlauf des Blutes durch das Unterbinden der Aorta gänzlich hemmt. Ich habe dieses bey verschiedenen kriechenden Thieren, z. E. bey den Ottern, Schlangen, Nalen ic. bemerkt.

das Gefrieren des Blutes verursacht wurde. Denn dies erhellt theils schon aus den oben angeführten Gründen, theils auch aus dem Umstande, weil sowohl diejenigen Thiere, die kein Blut mehr hatten, als auch diejenigen, denen ich das Blut gelassen hatte, mit gleicher Geschwindigkeit erfroren und starben. Ich glaube also hieraus den Schluß ziehen zu können, daß der Tod derjenigen Thiere, welche durch die Kälte ihr Leben verlieren, nicht durch das Gefrieren des Bluts, sondern durch das Gefrieren der festen Theile verursacht wird. Die Muskeln werden bey einem gewissen Grade der Kälte ganz steif, und verlieren durch das Gefrieren ihre Reizbarkeit. Auf diese Art entsteht auch der scheinbare Tod, oder das Erstarren derjenigen Thiere, welche man der Kälte aussetzt. Zieht eine noch stärkere Kälte ihre Muskeln mehr zusammen, so beraubt diese Wirkung der Kälte dieselben auf immer ihre Reizbarkeit; und auf diese Art wird alsdenn der wirkliche Tod derjenigen Thiere verursacht, welche eine sehr heftige Kälte ausstehen müssen. Die Kälte verkürzt die Fibern der Muskeln und macht sie steif; sie verdickt diejenigen Säfte, welche die Fibern sonst weich und geschmeidig machen; das Gefrieren endlich befördert die völlige Zerstörung der Fibern, indem sie die Säfte in eine Menge kleiner Eistheilchen verwandelt, welche durch ihre feinen Spitzen die zarten und empfindlichsten Theile der Fibern völlig zerreißen. ... Wenigstens scheint alsdenn das ganze

ganze



ganze Fleisch, wenn man es genau betrachtet, mit dergleichen feinen Eistheilchen erfüllt zu seyn; und wenn man es zusammendrücken oder biegen will, so zerbricht es eben so leicht, als ein Stückchen Glas oder ähnlicher Körper.

---

### Siebentes Kapitel.

Neue Versuche mit den Infusionsthierchen, worinnen sie verschiednen stark riechenden Sachen ausgesetzt, ferner in verschiedne flüßige Materien, und in einen luftleeren Raume gebracht, auch elektrisiret wurden.

Einige stark riechende Sachen sind für die Insecten ein sehr heftiges Gift. Hierunter gehören, nach den Versuchen des Herrn Reaumur, das Terpentinsöl und der Tabackrauch. Der Kampfe bringt nach dem Menghini eben dieselbe Wirkung hervor; und wenn er angezündet wird, ist seine Wirkung auf die Insecten noch viel heftiger. \*) Ich hatte mir vorgenommen, alle nur möglichen Vergleichen zwischen den schon bekannten größern Thieren, und zwischen den viel weniger bekannten Infusionsthierchen anzustellen,

R 3

um

\*) Comment. Acad. Bonon. T. III.

um die Entstehungsart, die Natur und Bewegung derselben etwas genauer bestimmen zu können; und daher gerieth ich auf den Gedanken, auch diejenigen Wirkungen zu untersuchen, welche die Ausdünstungen stark riechender Sachen auf diese Geschöpfe zu haben pflegen. Ich machte also den Anfang mit dem Kampfer, dessen Geruch ich meine Infusionsthierchen aussetzte. Der Erfolg dieser Versuche kam genau mit demjenigen überein, was man in diesem Stücke bey den Insecten beobachtet hatte. Die Ausdünstungen dieser harzigen Substanz brachte diejenigen Thierchen, die ihnen ausgesetzt waren, in große Unruhe, so daß sie der schädlichen Wirkung derselben auf alle mögliche Art zu entgehen, und sich daher in die tiefsten Gegenden der Infusion zu flüchten suchten. Jemehr die Ausdünstungen des Kampfers vermehrt wurden, desto geschwinder erfolgte auch der Tod dieser Thierchen.

Der Geruch des Terpentinsöls zog ebenfalls ihren Tod nach sich, jedoch nicht so geschwind, als der Dampf des Kampfers. Der Tabacksranch war ihnen erst nach einigen Stunden tödtlich; allein der Dampf des angezündeten Schwefels tödtete sie augenblicklich.

Zu den Versuchen, die ich mit flüssigen Materien anstellte, erwählte ich vorzüglich Oele, weil dieselben den Insecten tödtlich zu seyn pflegen. Sie hatten auf die Infusionsthierchen ebenfalls eine sehr schädliche Wirkung, die aber noch heftiger war,

war, wenn ich die Infusionsthierchen in scharfe und geistige Flüssigkeiten brachte, z. E. ein salziges Wasser, in Essig, Dinte, Brantwein, Weingeist u. s. f. worinnen sie den Augenblick ihr Leben verloren.

Ich habe bereits in meiner Abhandlung der Eigenschaft des Urins Meldung gethan, vermöge welcher er nicht nur die Infusionsthierchen tödtet, sondern sie auch in überaus kleine Stückchen zertheilet; und bey diesen neuen Versuchen habe ich wiederum das nämliche bemerkt. Es würde daher unglaublich scheinen, daß der Urin eines Menschen, wenn er einige Tage ruhig gestanden, kleine, schon vom Sarssoeker beobachtete Thierchen hervorbringen sollte, wenn man nicht täglich eine ähnliche Erscheinung im Essig sehen könnte, welcher zwar eben so geschwind, als der Urin, die Infusionsthierchen ums Leben bringt, allein dessen ungeachtet mit Tienen aalförmigen Thierchen angefüllt ist. Ob ich nun gleich an der Wahrheit dieser Sache nicht zweifelte, so hielt ich es doch nicht für überflüssig, neue Versuche deswegen anzustellen, und diese Versuche überzeugten mich aufs neue von der Richtigkeit derselben. Nachdem der Urin einige Zeit in einem Gefäße ruhig gestanden hat, überzieht sich seine Oberfläche mit einem aschgrauen Häutchen, welches diejenige Materie ist, worinnen die kleinen Thierchen entstehen.

Die Gestalt dieser Thierchen ist rund, und wegen ihrer außerordentlich geringen Größe scheinen

sie nur befehlte Punkte zu seyn. Wenn man den Urin einige Monate stehen läßt, so vermehret oder vermindert sich zwar die Anzahl der Thierchen, allein es kommen keine andre Gattungen derselben zum Vorschein. Man könnte wohl anfänglich auf die Gedanken gerathen, daß diese Thierchen nach einer so langen Zeit bloß deswegen in dem Urin entstünden, weil derselbe nunmehr durch die Ausdünstung diejenige scharfe und fressende Eigenschaft, die den Thierchen tödtlich ist, verloren hätte. Allein da die Untersuchungen zeigen, daß der Urin diese Zeit über nicht nur wahrer Urin, und für andre Infusionsthierchen tödtlich bleibt, sondern daß auch die im gestandnen Urin erzeugten Thierchen auch alsdenn noch ihr Leben behalten, wenn sie in frischen Urin gesetzt werden; so läßt sich wohl hieraus mit Grunde schließen, daß diese Thierchen eine ganz eigne, und ihrer Natur nach von andern Gattungen ganz verschiedne Art von Infusionsthierchen ausmachen müssen. (41)

Es ist bekannt, daß der elektrische Funken vielen Thieren tödtlich ist, und daß der Tod desto leichter erfolgt, je kleiner die Thiere sind. Um eine Ratze, oder einen kleinen Hund zu tödten braucht man schon eine Batterie von zehen Quadratschub. \*) Hingegen eine Taube tödtet man mit einer Batterie, deren Oberfläche nur wenige Qua-

\*) Priestley's Hist. der Electric. Th. 3.

Quadratfuß beträgt. Noch viel weniger Zubereitung hat man nöthig, um einem Scieglis, oder einem Canarienvogel durch die Electricität das Leben zu nehmen; und überhaupt braucht man immer desto weniger elektrische Kraft, je weniger die Größe desjenigen Thieres beträgt, welches man tödten will. Vermöge dieses, aus der Erfahrung hergeleiteten Grundsatzes, hielt ich dafür, daß ein sehr schwacher elektrischer Funken hinlänglich seyn würde, die Infusionsthierchen des Lebens zu berauben. Um mich aber hiervon noch genauer zu überzeugen, nahm ich mir vor, besondere Versuche deswegen anzustellen. Jedoch da ich keine elektrische Maschine besaß, so bediente ich mich der Beyhülfe des Herrn Peter Moscati, welcher damals auf der königlichen Universität zu Pavia mein College war. Dieser Gelehrte, welcher nicht nur in Anstellung elektrischer Versuche sehr geübt ist, sondern auch eine vortreffliche elektrische Maschine besitzt, hatte die Gütigkeit, einigen Infusionen, die mit kleinen Thierchen ganz angefüllt waren, mehr als einmal den elektrischen Schlag mitzutheilen. Allein die Bewohner dieser Infusionen waren gegen die stärkste elektrische Kraft unempfindlich, und konnten durch diese neue Art von Waffen nicht verletzt werden. Ich beobachtete sie in dem Augenblicke, da sie den elektrischen Schlag erhalten hatten, und sie schienen mir eben so lebhaft, als sie vorher gewesen waren. Eben dieses bemerkte ich auch bey einer Infusion,

die verschiedene Schläge unmittelbar nach einander erhalten, und aus welcher man zwey, drey oder mehr starke Funken gelockt hatte. Man darf auch nicht glauben, daß diese Funken sehr unwirksam gewesen wären; denn zwey bis drey von dergleichen Funken tödteten einen Blutigel, einen Salamander, und andere dergleichen kleine Thiere.

Da ich gewohnt bin, die Resultate meiner Beobachtungen, ehe ich sie öffentlich bekannt mache, dem Herrn Bonnet mitzutheilen, weil dieser vortrefliche Naturforscher zu wünschen schien, von meinen geringen Entdeckungen benachrichtiget zu werden; so meldete ich ihm außer verschiedenen andern von mir angestellten Erfahrungen, auch die elektrischen Versuche, welche Herr Doctor Moscati auf mein Verlangen gemacht hatte. Hr. Bonnet antwortete mir, er habe die in meinen beyden Briefen enthaltenen Nachrichten dem Hrn. de Saussüre mitgetheilt, welcher diese elektrischen Versuche wiederholet, allein das Gegentheil von demjenigen gefunden hätte, welches meine Versuche lehrten. Er setzte noch hinzu, daß dieser Unterschied der Resultate unserer Erfahrungen von der großen Feuchtigkeit der Luft in der Lombardie herkommen müsse; denn diese verursachte, daß die elektrische Kraft daselbst nicht so wirksam, als in Genf seyn könnte. Er machte mir zugleich Hoffnung, daß Herr de Saussüre mir selbst das Resultat seiner Erfahrungen mittheilen würde, welches auch bald darauf wirklich geschah. Ich füge hier

hier eine Abschrift seines Briefes bey, den mir Herr Bonnet in folgendem Schreiben zugeschickt hat.

„Aus meiner Einsamkeit, den 15ten  
Februar 1772.

„Ich habe, mein berühmter Herr College, erst  
„vor wenig Tagen die Beobachtungen über die  
„Infusionsthierchen erhalten, welche Herr de  
„Saussüre angestellt hat. Ich eile, Ihnen die-  
„selben mitzutheilen, da ich überzeugt bin, daß  
„sie Ihnen viel Vergnügen machen werden. Aus  
„demjenigen, was Sie davon denken werden,  
„können Sie leicht schließen, was ich davon ge-  
„dacht habe; und ich bin versichert, daß Sie mit  
„seinen Bemühungen eben so zufrieden seyn wer-  
„den, als ich es gewesen bin. Hier zeigt sich al-  
„so ein eben so neuer, als merkwürdiger Gegen-  
„stand, der von Ihnen und dem Herrn de Sauf-  
„süre den Naturforschern zu fernern Untersuchen  
„gen Gelegenheit geben wird. Ohne Zweifel  
„wird man künftig diese neue Art von physio-  
„gischelektrischen Versuchen weiter fortsetzen, und  
„auf mannichfaltige Art verändern; indessen ist es  
„doch immer kein geringes Verdienst, den Natur-  
„forschern den Weg zu bahnen, und die ihnen  
„noch unbekannten Quellen zu zeigen, aus denen  
„sich neue Wahrheiten schöpfen lassen. Allein ich  
„will Ihnen nicht länger das Vergnügen vorent-  
„halten.

„halten, welches Ihnen der Brief des Herrn de  
 „Saussüre, den ich kürzlich erhalten habe, ver-  
 „schaffen wird. Hier ist also eine Abschrift  
 „davon.“

„Genf, den 8ten Februar 1772.“

„Ich schicke Ihnen, mein Herr, mit vielem  
 „Danke die beyden Briefe wieder zurück, welche  
 „Sie mir gütigst mitgetheilet haben. Ich habe  
 „beyde mit überaus großem Vergnügen gelesen;  
 „nur darüber war ich ein wenig betreten, daß  
 „Sie dem Herrn Spallanzani meinen Brief über  
 „die Durchsichtigkeit der Keime mitgetheilt hatten.  
 „Er verdient diese Ehre nicht, und noch weniger  
 „den Lobspruch, den Sie ihm beylegen. Erwä-  
 „gen Sie einmal das Schicksal, was dieses unbe-  
 „deutende Briefchen noch haben kann! Denn da  
 „er in dem Ihrigen enthalten ist, so wird er auch  
 „ohne Zweifel mit demselben von dem Herrn Spal-  
 „lanzani öffentlich bekannt gemacht werden. Ich  
 „habe es Ihnen, mein Herr, zwar schon gesagt,  
 „allein ich kann es Ihnen nicht zu oft wiederho-  
 „len, daß mir die schöne Folge von Beobachtun-  
 „gen und Erfahrungen, die Ihnen Herr Spal-  
 „lanzani mitgetheilt hat, außerordentlich viel  
 „Vergnügen macht. Er ist in der That dazu ge-  
 „bohren, Ihr Freund und Ihr College zu seyn.  
 „Ich finde bey ihm eben dieselbe Ordnung, eben  
 „die“

„dieselbe Geschicklichkeit in Zergliederung der Be-  
„griffe, eben dieselbe fruchtbare und richtige Lo-  
„gik, wovon Sie uns in Ihren Schriften ein  
„Muster gegeben haben.

„Sie wissen, daß ich ehemals selbst Beobach-  
„tungen über die Infusionsthierchen angestellt ha-  
„be; und Sie selbst haben mir die Ehre angethan,  
„in der neuen Auflage Ihrer Palingenesie das  
„Resultat von einigen meiner Beobachtungen öf-  
„fentlich bekannt zu machen. Ich sehe mit Ver-  
„gnügen, daß meine geringen Bemerkungen durch-  
„gängig mit den Beobachtungen des Herrn Spal-  
„lanzani übereinstimmen.

„Ich hatte, so wie er, mich bemüht, den son-  
„derbaren Versuch des Herrn Needham nachzu-  
„machen, welcher darinnen besteht, daß man hal-  
„be Getraidekörner in kleine, aus Kork geschnitte-  
„ne Scheibchen steckt, um sie auf der Oberfläche  
„des Wassers keimen zu lassen. Ich sah auch,  
„wie Herr Spallanzani, in demjenigen Wasser,  
„worein ich diese Scheibchen gelegt hatte,  
„eben solche Thierchen, wie in den gewöhnlichen  
„Infusionen entstehen; allein ich konnte weder die  
„Pflanzenthier (Zoophyta) noch die vegetativi-  
„schen Wurzeln mit den daraus entstandenen  
„Thierchen erblicken, die Herr Needham ohne  
„Zweifel mehr mit den Augen einer durch die Lie-  
„be zu seinem System erhitzten Einbildungskraft,  
„als

„als mit dem ruhigen Sinne eines philosophischen  
„Beobachters gesehen hatte. \*)

„Ich habe ferner ebenfalls bemerkt, daß die  
„kleinen runden Knospschen, welche an den Spi-  
„ßen der Fasern des Schimmels sitzen, aufbersten,  
„sobald sie naß gemacht werden, und einen, aus  
„feinen runden Körnerchen bestehenden Staub  
„auswerfen; (42) ja ich habe sogar diese Bemerkung  
„dem Herrn von Haller mitgetheilt, welcher  
„sie auch in der neuen Ausgabe seiner Beschrei-  
„bung der in der Schweiz wachsenden Pflanzen,  
„unter dem Artikel Mucor auführt; allein die  
„bewundernswürdige Unzerstörbarkeit dieses  
„Staubes, den Hr. Spallanzani mit Recht als  
„den Saamen dieser Pflanze betrachtet, habe ich  
„weder jemals gesehen, noch vermuthet. \*\*) End-  
„lich habe ich auch schon vor langer Zeit den Ver-  
„such gemacht, die Infusionsthierchen durch die  
„electrische Kraft zu tödten, und damals eben so,  
„wie die Herren Moskati und Spallanzani, ge-  
„funden, daß sie der Wirkung dieser Kraft voll-  
„kommen widerstehen können; allein kürzlich stell-  
„te ich über diese Materie neue und genauere Ver-  
„suche

\*) Von diesem Versuche wird im 2ten Theile dieser  
Schrift, und zwar im 8ten Kapitel ausführlicher ge-  
handelt.

\*\*) Man lese hiervon die von mir herausgegebene Schrift:  
Osservazioni e Sperienze intorno all' origine delle  
Piantine delle Muffe.

„suche an, welche mich das Gegentheil lehrten.  
„Ich ersuche Sie, diese Erfahrungen, wosfern  
„Sie Ihnen nicht zu unwichtig scheinen, dem  
„Hrn. Spallanzani mitzutheilen.

„Ich nahm eine Glasplatte, die vier Zoll lang  
„und einen Zoll breit war, und setzte darauf mit  
„der Spitze einer abgerundeten Feder einige Tro-  
„pfen von einer mit kleinen Thierchen ganz ange-  
„füllten Reißinfusionen; diese Tropfen aber brei-  
„tete ich dergestalt aus, daß sie einen langen  
„feuchten und zusammenhängenden Streifen bil-  
„deten, welcher 2 Linien breit war, und sich von  
„dem einen Ende des Glastäfelchens bis zu dem  
„andern Ende erstreckte. Wenn ich das Glastä-  
„felchen gegen die electriche Maschine so stellte,  
„daß die electriche Materie ohne Aufhören und  
„ohne Erschütterung quer durch den nassen Strei-  
„fen gehen mußte, so schienen die Infusionsthier-  
„chen dadurch nicht im geringsten gerührt zu wer-  
„den; denn sie bewegten sich ruhig hin und her,  
„und thaten alles, was sie sonst zu thun pflegten.  
„Ueberhaupt habe ich bemerkt, daß man durch  
„das einfache Electriciren, wodurch ich dasjenige  
„verstehe, welches mit keiner Erschütterung und  
„mit keinen Funken begleitet ist, keine Verände-  
„rung bey den Infusionsthierchen hervorbringen  
„kann. Wenn ich aber dem Glastäfelchen eine  
„solche Lage gab, daß ein starker Funken plötzlich  
„von einem Ende desselben bis an das andre der  
„Länge nach mitten durch diesen feuchten Streifen  
„fahren

„fahren mußte, so wurden dadurch fast alle In-  
 „fusionsthierchen augenblicklich getödtet, und die  
 „wenigen, welche noch am Leben blieben, starben  
 „bald darauf. Ich hatte bey diesem Versuche  
 „nicht einmal die Leidensche Flasche nöthig. Ein  
 „bloßer, aus dem Conductor gelockter Funken,  
 „war schon ohne alle Verstärkung und andre Zu-  
 „bereitung hinreichend, den Infusionsthierchen  
 „das Leben zu nehmen. (43)

„Ich war begierig, zu erfahren, was in dem  
 „Augenblicke mit ihnen vorgienge, wenn sie von  
 „dem electricischen Funken getroffen würden; ich  
 „stellte daher mein gläsernes Täfelchen, das etwas  
 „von einer Infusion enthielt, dergestalt, daß ich  
 „in dem Augenblicke, wo der mörderische Funken  
 „die Infusionsthierchen berührte, sie mit einem  
 „Vergrößerungsglase beobachten konnte. Auf  
 „diese Art sah ich sehr deutlich, daß sie von ei-  
 „nem starken electricischen Funken allemal sehr hef-  
 „tig erschüttert, und einige davon augenblicklich  
 „in kleine runde Stückchen aufgelöst wurden;  
 „welcher Todesart, wie Sie wissen, sehr viele  
 „von diesen Thierchen unterworfen sind. Die  
 „Polypen, welche mit den Infusionsthierchen in  
 „der Art sich fortzupflanzen, eine große Ähnlich-  
 „keit haben, pflegen ebenfalls sehr häufig an die-  
 „sem Zufalle zu sterben. Diejenigen, welche sich  
 „nicht in solche körnersörmige Theilchen aufgelöst  
 „hatten, drehten sich noch einige Augenblicke in  
 „der Feuchtigkeit herum, hernach aber blieben sie  
 „unten

„ruhig liegen, und starben in eben derselben Lage,  
„welche sie alsdenn hatten, ohne ihre Gestalt im  
„geringsten zu verändern.

„Der electriche Funken ist noch im Stande  
„diese Thierchen zu tödten, wenn auch die Menge  
„des Wassers, worinnen sie schwimmen, weit  
„mehr beträgt, als in dem ist angeführten Ver-  
„suche. Ich füllte eine gläserne Röhre, die einen  
„Durchmesser von 2 Linien, und eine Länge von  
„4 Zoll hatte, mit einer Infusion an, die eine  
„Menge kleiner Thierchen enthielt, welche insge-  
„samt ihr Leben verlohren, als ich fünf bis  
„sechs starke Funken durch das Wasser fahren ließ.  
„Allein ganz anders war der Erfolg meines Ver-  
„suchs, wenn ich hierzu eine Röhre wählte, die  
„vier bis fünf Linien im Durchmesser hielt. Wenn  
„die electriche Materie durch einen so großen  
„Raum verbreitet wird, so behält sie nicht mehr  
„diejenige Dichtigkeit und Stärke, welche zu der  
„Zerstörung der Körper dieser Thierchen nö-  
„thig ist.

„Hier muß ich Ihnen aber noch eine Erschei-  
„nung melden, die mir sehr sonderbar vorge-  
„kommen ist. Sie wissen, mein Herr, daß sehr  
„oft die electriche Funken, welche man durch  
„die Substanz eines Körpers treiben will, bloß  
„über seine äußere Oberfläche fahren, ohne den  
„Körper selbst zu durchdringen; welches auch so-  
„gar bisweilen bey solchen Körpern geschieht, die  
„sonst ihrer Natur nach der electriche Materie

S

sehr

„ sehr leicht einen Durchgang verstaten. Man  
„ kann die Sache so einrichten, daß diese Erschei-  
„ nung nothwendig erfolgen muß. Ich habe einem  
„ mit Wasser angefüllten Becken sehr oft eine solche  
„ Stellung gegeben, daß der electriche Funken sich  
„ durch einen Raum von einem Schuh auf der  
„ Oberfläche des Wassers bewegte, ohne in das  
„ Wasser selbst einzudringen. Ich wollte daher  
„ auch sehen, ob dergleichen auf der bloßen Ober-  
„ fläche des Wassers hinstreichende Funken eine  
„ Wirkung auf die darinnen schwimmenden Infu-  
„ sionschierchen haben würden, und ich bemerkte  
„ mit vieler Verwunderung, daß diese Funken den  
„ Thierchen eben so tödtlich waren, als diejenigen,  
„ welche mitten durch das Wasser gehen. Ich ver-  
„ gaß auch dabey nicht, das Vergrößerungsglas  
„ in dem Augenblicke zu gebrauchen, da ich diese  
„ Funken über die Oberfläche der Infusion fahren  
„ ließ, wodurch eine sehr heftige Bewegung unter  
„ den Thierchen entstand. Einige wurden dadurch  
„ augenblicklich in sehr kleine runde Theilchen auf-  
„ gelöst, und andre starben einige Augenblicke dar-  
„ auf. Glauben Sie auch ja nicht, daß dabey  
„ ein Irthum vorgegangen sey, und daß ich einen  
„ wirklich ins Wasser eingedrungenen Funken für  
„ einen solchen gehalten habe, der nur die Oberflä-  
„ che der Infusion berührt; denn der Unterschied  
„ zwischen diesen Funken ist gar zu merklich. Ein  
„ Funken, der über die Oberfläche des Wassers  
„ hinfährt, verbreitet über den ganzen Weg, den

„er durchläuft, ein sehr helles Licht, da hingen  
„diejenigen Funken, die in das Wasser selbst  
„eindringen, keinen solchen Glanz von sich geben,  
„Sie werden mir vielleicht die Einwendung machen,  
„daß wohl nur ein Theil der electricischen Materie  
„über die Oberfläche des Wassers fahren, der übrige  
„Theil aber in die Infusion selbst eindringen möge,  
„und die Möglichkeit dieser Sache kann ich auch in  
„der That nicht in Zweifel ziehen. Allein sollte sich  
„die Sache wirklich so verhalten, so müßte doch  
„wahrscheinlicher Weise diese Zertheilung den  
„Funken schwächen, wovon man aber das Gegentheil  
„bemerkt, indem ein solcher, über die Oberfläche  
„des Wassers hinfahrender Funken ein viel helleres  
„Licht, und einen stärkern Schall, als andre  
„dergleichen Funken, von sich zu geben pflegt.

„Allein die Wirksamkeit dieser Funken erstreckt  
„sich nicht bis auf eine merkliche Tiefe. Die  
„Infusionsthierchen, welche in einer Tiefe von vier  
„bis fünf Linien schwimmen, werden von ihnen  
„nicht im geringsten beschädiget. Ueberhaupt ist  
„die Anzahl der dadurch getödteten Thierchen nicht  
„sehr beträchtlich, und es scheinen nur diejenigen,  
„welche in dem Augenblicke, wo der Funken über  
„das Wasser fährt, sich nahe an der Oberfläche  
„befinden, durch dergleichen Funken in Lebensgefahr  
„zu kommen; die übrigen bleiben munter und  
„unbeschädiget. Ein überaus starker Funken,  
„der im Stande war, einen eisernen  $1\frac{1}{2}$  Zoll lan-

„gen und  $\frac{1}{12}$  Lin. dicken Drath zu schmelzen,  
 „blieb doch in der vorhin angeführten Tiefe ganz  
 „unwirksam.

„Hier haben Sie also, mein Herr, die Resul-  
 „tate der merkwürdigsten Versuche und Beobach-  
 „tungen, die ich über die Wirkung der Electrici-  
 „tät auf die Infusionsthierchen angestellt habe.  
 „Ich wünsche, daß Sie und Herr Spallanzani,  
 „wofern Sie ihm dieselben mittheilen, damit zu-  
 „frieden seyn, oder mir wenigstens anzeigen mö-  
 „gen, was ich noch dabey zu thun habe. Hier-  
 „bey aber muß ich noch zweyerley erinnern, erst-  
 „lich, daß ich die nämlichen Versuche auch mit  
 „solchen Thierchen angestellt habe, welche in In-  
 „fusionen von Korn, Hanf und türkischen Bai-  
 „zen entstanden waren, und daß der Erfolg die-  
 „ser Versuche immer eben derselbe war; zweytens,  
 „daß die von mir beobachteten Thierchen zu den  
 „größten gehörten, die sich in den ist genannten  
 „Infusionen erzeugen.“

Diese Versuche des Herrn de Saussüre, wel-  
 che nicht nur sehr wohl ausgedacht, sondern  
 auch glücklich ausgeführt waren, schienen mir  
 ebenfalls entscheidend zu seyn, und gaben mir zu  
 der Vermuthung Gelegenheit, daß ein nicht vor-  
 hergesehener Umstand den glücklichen Erfolg der  
 Versuche des Herrn Moskati müsse verhindert ha-  
 ben. Ich war auch damals selbst mit dem Genfer  
 Naturforscher der Meynung, daß die außerordentlich  
 große Feuchtigkeit der Luft zu Pavia die Ursache  
 hier-

hiervon seyn müsse, zumal da wir unsre Versuche im Winter angestellt hatten, und nahm mir daher vor, diese Versuche in Gesellschaft des Herrn Moskati zu einer bequemern Zeit zu wiederholen, welches sich aber nicht thun ließ, da Herr Moskati bald darauf sein hiesiges Amt niederlegte, und wieder zurück in sein Vaterland, nach Mayland, gieng. Nach Verlauf von zwey Jahren hatte ich Gelegenheit, mir eine vortreffliche Electrisirmaschine anzuschaffen, und also diese Versuche selbst mit der gehörigen Genauigkeit zu wiederholen. Der Erfolg dieser neuen Versuche stimmte genau mit demjenigen überein, was die Versuche des Herrn de Saussüre gelehrt hatten. Den Anfang machte ich damit, daß ich die Infusionsthierchen der Wirkung des Franklinianischen Vierecks aussetzte. Auf dieses Viereck legte ich eine kleine Scheibe von Pech, in deren Mittelpunct ich eine feine Oeffnung gemacht hatte, die ich mit einigen Tropfen von einer Infusion anfüllte, und woraus ich einen electrischen Funken lockte. Von den vielen tausend Thierchen, womit diese wenige Tropfen bevölkert waren, blieb auch nicht ein einziges nach dem electrischen Schlage am Leben. Viele von diesen Thierchen waren durch den Ausfluß der electrischen Materie in Stücken zerrissen, oder verunstaltet, einige aber in ihrer Gestalt gar nicht verändert worden. Ich verminderte hierauf die electrische Kraft, indem ich dem Viereck eine geringere Ladung gab; allein die Wirkung

des electricischen Funkens auf die Infusionsthierchen war noch eben dieselbe. Nunmehr setzte ich eine größere Menge von meiner Infusion dem electricischen Schläge aus, welches ich dadurch bewerkstelligte, daß ich auf meiner kleinen Pechscheibe gleichsam eine Furche zog, welche von dem Mittelpuncte gegen die Peripherie zu, in gerader Linie gieng,  $\frac{2}{3}$  Zoll lang und 2 Linien breit war. Hierauf ließ ich einen electricischen Funken mitten durch diesen nassen Streifen fahren, welcher für die darinnen schwimmenden Infusionsthierchen ein wahrer Donnerschlag war; denn sie wurden dadurch insgesammt augenblicklich getödtet. Ich machte alsdenn diese Furche breiter, ohne ihre Länge zu vermehren; allein durch diese Veränderung in meinem Versuche wurde auch der Erfolg desselben verändert. So lange mein kleiner Canal nur zwey Linien breit war, konnte ein einziger electricischer Funken alle die darinnen schwimmenden Thierchen augenblicklich tödten; sobald ich aber seine Breite vergrößerte, blieben die Infusionsthierchen entweder ganz frey von den schädlichen Wirkungen des electricischen Strahls, oder starben doch erst nach einiger Zeit. Diejenigen von den Infusionsthierchen, die nicht viel über eine Linie von dem Wege entfernt waren, den der electricische Stral genommen hatte, wurden ganz betäubt, und drehten sich in einem Kreise herum, als wenn sie von einem Wirbel fortgerissen würden. Diese wirbelförmige Bewegung nahm aber nach und nach ab, und  
nach



nach einer Viertelstunde waren meine Infusions-  
thierchen ganz unbeweglich. Diejenigen, welche  
etwas weiter von dem electrischen Funken entfernt  
gewesen waren, blieben noch länger am Le-  
ben, und diejenigen Thierchen, welche sich in der  
größten Entfernung von demselben befunden hat-  
ten, starben gar nicht durch diesen Versuch, son-  
dern sie zeigten vielmehr durch ihre Lebhaftigkeit  
und durch die Art ihrer Bewegung sehr deutlich,  
daß der Ausfluß der electrischen Materie keine schäd-  
liche Wirkung auf sie gehabt hatte. Wenn ich  
meinen kleinen Kanal, anstatt seine Breite, die  
zwey Linien betrug, zu vermehren, dergestalt ver-  
längerte, daß er sich von dem Mittelpuncte der  
Scheibe bis an ihre Peripherie erstreckte, wodurch  
er eine Länge von fünf Zoll erhielt, so tödtete der  
electrische Strahl, den ich mitten hindurch  
der Länge nach, durchfahren ließ, demohn-  
geachtet alle in diesem verlängerten Kanale befind-  
liche Infusionsthierchen. Soviel von den mit  
der Franklinischen Verstärkung angestellten Ver-  
suchen.

Ich will nunmehr derjenigen Versuche kürzlich  
gedenken, wobey ich blos einen einfachen,  
aus dem Conductor gelockten Funken, ohne Ver-  
stärkung gebraucht habe. Ich bediente mich hier-  
zu eben derselben Pechscheibe, welche ich auf den  
Conductor legte, und ließ den electrischen Funken  
ebenfalls aus der im Mittelpuncte der Scheibe be-  
findlichen Oeffnung schlagen, welcher auf diese

Weise ein lebhafteres Licht, und einen stärkern Schall von sich gab. Nunmehr füllte ich wiederum diese mittlere Oeffnung mit einigen Tropfen von einer Infusion an, und bisweilen verband ich auch damit einen kleinen Kanal von eben derselben Infusion, dessen Länge und Breite ich bald vermehrte, bald verminderte. Die in der mittlern Oeffnung befindlichen Thierchen wurden insgesammt von dem electrischen Funken getödtet; allein die übrigen, welche sich in dem kleinen Kanale befanden, konnten nicht durch einen einzigen Funken ums Leben gebracht werden, indem hierzu drey bis vier Funken nöthig waren.

Es ist eine bekannte Sache, daß das Wasser zur Fortpflanzung der electrischen Materie nicht so geschickt ist, als einige andre Körper. Aus dieser Ursache konnte ich es bey einer schwachen Electricität nicht dahin bringen, daß der electrische Strahl meinen ganzen mit Infusionsthierchen angefüllten kleinen Kanal, zumal wenn ich ihn etwas lang, und sehr schmal gemacht hatte, durchlaufen wäre, obgleich das Eindringen und die Wirkung der electrischen Materie aus dem Geräusch, welches sich allemal bey der Annäherung an den Conductor hören ließ, deutlich zu erkennen war. Unterdessen war doch diese schwache electrische Kraft, deren Wirkung sich aus dem ist angeführten Geräusch schließen ließ, schon wider mein Vermuthen im Stande, die Infusionsthierchen des Lebens zu berauben.

Diese

Diese Erfahrung brachte mich auf den Einfall, einen Versuch anzustellen, ob die electriche Materie, welche aus spitzigen, an den Conductor einer Maschine angebrachten Körpern ausfließt, schon zur Tödtung dieser Thierchen hinreichend seyn würde. Ich hieng also einen, mit einem Tropfen von einer Infusion versehenen, spitzigen Körper an den Conductor meiner Maschine, und fand allemal, daß die in einem solchen Tropfen befindlichen Thierchen starben, wofern ich nur die Einrichtung traf, daß die electriche Materie einige Zeit aus der Spitze des Körpers, woran der Infusionstropfen befindlich war, ausströmen mußte.

Ueberhaupt wurde ich durch verschiedne wiederholte Versuche überzeugt, daß sogar der schwächste Funken den Infusionsthierchen allemal schädlich ist. Nur die ganz einfache Electricität, wodurch ich diejenige verstehe, deren Wirkung mit keinem Geräusch verbunden ist, war nicht vermögend diesen Thierchen das Leben zu nehmen, wie auch schon Herr de Saussüre beobachtet hat. Was aber die Beschaffenheit der zu meinen Versuchen gebrauchten Infusionsthierchen betrifft, so kann ich aufrichtig versichern, daß ich, ungeachtet ihrer großen Menge und Verschiedenheit, keine einzige Art übergangen, und allemal gefunden habe, daß die electriche Kraft einer jeden Gattung von Infusionsthierchen tödtlich ist.

Da sich nun zwischen meinen und des Herrn de Saussüre Versuchen eine vollkommene Ueberein-

stimmung zeigte, so nahm ich mir vor, dieselben öffentlich bekannt zu machen, vorher aber, um den Pflichten der Freundschaft, die ich seit so langer Zeit gegen den Herrn Moskati gehegt habe, nicht zuwider zu handeln, diesem Gelehrten hiervon Nachricht zu ertheilen, und ihn zu fragen, ob er die ehemals angestellten Versuche seinem Versprechen gemäß, wiederholt hätte. Die von ihm erhaltene Antwort, welche ich hier mit seiner Bewilligung meinen Lesern mittheilen will, beweiset nicht nur, daß er sein Versprechen erfüllt, sondern auch, daß er durch seine Versuche neue Resultate erhalten habe, welche der Wahrheit sehr vortheilhaft sind.

„ Sie fragen mich in Ihrem letzten Briefe, ob  
 „ ich die Versuche wiederholt habe, die wir vor ei-  
 „ nigen Jahren gemeinschaftlich mit einander über  
 „ die Infusionshierchen anstellten, welche wir ver-  
 „ mittelst der Verstärkung durch die sogenannte Lei-  
 „ densche Flasche electrifirten, welche aber damals  
 „ der Wirkung der electricischen Kraft muthig wi-  
 „ derstanden, und nicht im geringsten dadurch be-  
 „ schädiget wurden. Auf diese Frage muß ich Ih-  
 „ nen antworten, daß ich die angeführten Versuche  
 „ mehr als einmal, jedoch mit sehr verschiednem  
 „ und oft entgegengesetztem Erfolge wiederholt  
 „ habe. Diese Verschiedenheit aber, wie ich in  
 „ der Folge bemerkte, rührte gar nicht von der  
 „ Schwäche meiner Maschine her; denn man  
 „ braucht gar keinen blitzartigen Strahl, um der-  
 „ gleichen

„gleichen kleinen Thierchen das Leben zu nehmen;  
„sondern der Grund derselben lag bloß in der ver-  
„schiednen Art, womit diese Versuche angestellt  
„wurden. Als wir uns beyde zum erstenmale da-  
„mit beschäftigten, gossen wir die hierzu gebrauch-  
„te Infusion mit den darinnen schwimmenden  
„Thierchen in eine kleine messingene Schale, und  
„ließen den electricischen Funken aus dem Condu-  
„ctor gegen den Mittelpunct der Schale schlagen,  
„welche wir mit der Leidenschen Flasche in Ver-  
„bindung gebracht hatten; auf diese Art aber wa-  
„ren wir damals nicht im Stande, nur ein einzl-  
„ges Infusionsthierchen zu tödten. Ich wieder-  
„holte hernach in Ihrer Abwesenheit diesen Ver-  
„such auf eine ähnliche Art, und wählte hierzu ei-  
„nen zum Electrificiren viel günstigern Zeitpunkt,  
„konnte aber auch wiederum keinem einzigen Thier-  
„chen durch meinen electricischen Funken das Leben  
„rauben. Nachdem ich nun aus Ihren Nach-  
„richten erschen hatte, daß Herr de Saussüre,  
„dessen Verdienste und Genauigkeit in Anstellung  
„physikalischer Versuche ich sehr wohl kenne und  
„sehr hochschätze, die Infusionsthierchen durch  
„die Electricität wirklich getödtet hatte, und es  
„mir auch überdieß bey meinen Versuchen einige-  
„mal geschehen hatte, als wenn der starke electri-  
„sche Stral nicht sowohl aus dem Wasser, worin-  
„nen sich die Infusionsthierchen befanden, sondern  
„vielmehr aus dem Rande und den Seiten des  
„metallischen Gefäßes, welches meine Infusion  
„enthielt,

„enthielt, gekommen wäre; so gerieth ich auf die  
„Vermuthung, daß dieser Strahl, anstatt mitten  
„durch die Infusion zu fahren und auf diese Art  
„die darinnen schwimmenden Thierchen zu erschüt-  
„tern, unmittelbar aus der metallenen Schale in  
„den ebenfalls aus Metall bestehenden Conductor  
„übergehe, und aufs höchste nur die Oberfläche der  
„Infusion berühre. Ich war also darauf bedacht,  
„die bisher bey meinem Versuche gebrauchte Me-  
„thode zu ändern, und verfuhr dabey folgender-  
„gestalt. Auf eine polirte und recht gut abge-  
„trocknete gläserne Scheibe legte ich ein Stückchen  
„Wachs, worein ich eine kleine Vertiefung ge-  
„macht hatte. Nicht weit davon befestigte ich an  
„zwey einander gegenüber liegenden Orten ein  
„Paar Stückchen messingenen Drath, deren Spi-  
„gen ich abgestumpft hatte. Das eine von diesen  
„Stückchen Drath brachte ich unterwärts mit der  
„innern Fläche, und das andre Stückchen mit der  
„äußern Oberfläche einer kleinen Leidenschen Fla-  
„sche in Verbindung. Alles dieses stellte ich unter  
„ein zusammengesetztes von Cuff gefertigtes sehr  
„gutes Vergrößerungsglas, welches mir S. Ex-  
„cellenz der Hr. Graf von Zirmian geschenkt hatte,  
„und füllte die in dem Wachs gemachte Vertiefung  
„mit einigen Tropfen von einer Infusion an,  
„worinnen sich eine Menge lebendiger und sehr  
„munterer Thierchen befanden. Indem ein an-  
„dres die Scheibe meiner Electrirmaschine herum-  
„drehte, war ich blos beschäftiget die Flasche zu  
„laden,

„laden, und die Infusionsthierchen durch das  
„Vergrößerungsglas zu beobachten. Vermittelst  
„dieser Einrichtung, glückte es mir durch eine  
„nicht allzustranke Electricität, und durch eine sehr  
„kleine Verstärkungsflasche verschiedne Thierchen  
„zu tödten, nämlich diejenigen, welche entweder  
„unmittelbar von dem electricischen Funken getrof-  
„fen wurden, oder sich nahe an dem Orte befan-  
„den, wo der Funken eingedrungen war; hinge-  
„gen die unten am Boden der kleinen Vertiefung  
„befindlichen Thierchen blieben am Leben. Hier-  
„bey muß ich noch eines besondern Umstandes ge-  
„denken, welchen ich an den getödteten Thierchen  
„bemerkt habe, nämlich daß die Oberfläche ihres  
„Körpers durch die Wirkung des electricischen Fun-  
„ken ganz uneben geworden war, und fast so aus-  
„sah, wie Bimstein, wenn man ihn durch das  
„Vergrößerungsglas betrachtet. Die auf diese  
„Art getödteten Thierchen schienen daher nach ih-  
„rem Tode größer, als bey ihrem Leben, und nicht  
„so durchsichtig, wie die übrigen, zu seyn. Da  
„ich mich also durch die angestellten Versuche von  
„der Beschaffenheit der Sache hinlänglich über-  
„zeugt hatte, so hielt ich es wegen meiner übr-  
„gen häufigen Arbeiten nicht für nöthig, ferner  
„Versuche anzustellen. Entschuldigen Sie gütigst  
„die Kürze meiner Erzählung, und die Unwichtig-  
„keit meiner Versuche, woran nicht eine Gleich-  
„gültigkeit gegen diese, mir jederzeit angenehmen  
„Kenntnisse, sondern die Ihnen nicht unbekante  
„Noth.

„Nothwendigt ist, mich mit andern, weniger angenehmen Sachen zu beschäffigen, Schuld ist.

„Ich habe die Ehre mit der vollkommensten Hochachtung und Freundschaft zu seyn u. s. f.  
 „Mayland den 6 Jan. 1775.

P. Moscati.“

Nunmehr muß ich meinen Lesern noch von dem Schicksale, welches meine Infusionsthierchen in dem luftleeren Raume hatten, einige Nachricht geben; denn das ist der letzte Punct, dessen Untersuchung ich mir in diesem Capitel vorgenommen hatte. Die Verschiedenheit in den Arten dieser Thierchen verursachte auch eine Verschiedenheit in dem Erfolg meines Versuchs. Einige starben sehr bald in dem luftleeren Raume, andern hingegen war der Mangel an Luft erst nach einer sehr beträchtlichen Zeit tödtlich. Die zur Untersuchung dieses Puncts angestellten Versuche will ich nunmehr ausführlicher beschreiben.

Ich füllte einige gläserne Röhrchen, die ich an dem einen Ende zuschmolz, an dem andern Ende aber offen ließ, mit verschiednen Infusionen an. Das Glas war so dünne und die Röhrchen überhaupt so klein, daß ich durch ein Vergrößerungsglas die Infusionsthierchen darinnen sehr deutlich bemerken konnte. Nunmehr stellte ich diese Röhrchen nahe an die innere Seite der gläsernen Glocke meiner Luftpumpe; auf diese Art konnte ich alles sehen,

sehen, was mit den Infusionsthierchen vorgieng, ohne daß ich nöthig hatte, die Röhrchen aus dem luftleeren Raume herauszunehmen. Um aber die nöthigen Vergleichen anstellen zu können, füllte ich noch einige andre ähnliche Röhrchen mit eben diesen Infusionen an, und ließ dieselben an der freyen Luft stehen. Eine Verabung der Luft während einer Zeit von sechzehn Tagen war nicht im Stande, meinen Thierchen das Leben zu nehmen. Am zwanzigsten Tage starben erst einige davon, und am vier und zwanzigsten Tage waren sie alle todt. Man könnte mir zwar den Einwurf machen, daß diese Zeit die eigentliche Lebensdauer der Infusionsthierchen gewesen sey, und dieser Einwurf würde auch ein großes Gewicht haben, wenn nicht alle übrigen Thierchen von dieser Art, die ich an der freyen Luft gelassen hatte, lebendig geblieben wären.

Ich wiederholte hernach diese Versuche mit verschiednen andern Infusionen, und fand, daß einige Arten von Infusionsthierchen einen ganzen Monat, ja wohl fünf und dreyßig Tage hindurch ihr Leben und ihre Gesundheit im luftleeren Raume erhalten konnten; doch traf ich auch in andern Infusionen Thierchen an, wovon einige nach Verlauf von vierzehn Tagen, andre nach eilf, und noch andre nach acht, und manche Arten schon vor dem Verlauf zweyer Tage starben. Von dieser Art waren diejenigen Infusionen, die  
ich

ich in meiner Abhandlung\*) angeführt habe; den darinnen befindlichen Thierchen war der luftleere Raum schon in einer Zeit von zwey Tagen tödtlich.

Die Natur gewisser lebendigen Geschöpfe ist überhaupt außerordentlich bewundernswürdig. Sie können im luftleeren Raume so gut, wie an der freyen Luft, alle zum animalischen Leben nöthige Bewegungen und Verrichtungen vornehmen. So pflegen z. E. die Ottern und Schlangen auch nach der Beraubung der Luft immer noch ruhig fortzukriechen; die Blutigel schwimmen im Wasser herum; einige Insecten fressen, und andre begatten sich sogar im luftleeren Raume. Von dieser Art sind auch unsere Infusirsthierchen. Während der Zeit, daß man ihnen die Luft entzieht, und auch nachher, nachdem man schon alle Luft aus dem Raume, worinnen sie sich befinden, ausgepumpt hat, fahren sie immer in ihren gewöhnlichen Bewegungen fort. Sie steigen in der Infusion auf und nieder; bisweilen erheben sie sich bis auf die Oberfläche und bisweilen suchen sie wiederum die unterste Tiefe des Wassers, oder fahren auf die kleinen in der Infusion schwimmenden Theilchen zu, von denen sie sich ernähren u. s. f. Von der merkwürdigen Art und Weise, wie sich verschiedene Arten dieser Thierchen fortpflanzen, werde ich in der Folge ausführlich handeln\*\*);  
hier

\*) Im 10ten Capitel.

\*\*) nämlich im 9. und 10ten Capitel.

hier will ich nur dieses erinnern, daß ihre Fortpflanzung auch noch einige Tage hindurch im luftleeren Raume bemerkt wird. Nach und nach aber, und zwar bald eher bald später, nachdem nämlich eine Gattung von Thierchen mehr oder weniger geschickt ist, den luftleeren Raum zu ertragen, nimmt die Geschwindigkeit ihrer Bewegung ab, und endiget sich endlich mit ihrem völligen Tode. Bisweilen geschieht es auch wohl, doch ist dieser Fall ziemlich selten, daß die auf diese Art durch Veraubung der Luft getödteten Thierchen, wenn man sie aus der Glocke der Luftpumpe herausnimmt und eine Zeitlang an der freyen Luft läßt, wiederum aufleben.

In der angeführten Abhandlung gedente ich der Unfruchtbarkeit der im luftleeren Raume befindlichen Infusionen, und bemerke zugleich die hinlängliche Fruchtbarkeit derselben, wenn man aus dem Recipienten, worunter man die Infusion gesetzt hat, die Luft nicht völlig auspumpt, sondern nur verdünnet. Meine neuern Versuche bestätigen diese Bemerkungen. Ich ließ eine Menge vegetabilischer und thierischer Substanzen im luftleeren Raume maceriren; ich fand aber keine darunter, die ein einziges Infusionsthierchen hervorbracht hätte. Ließ ich hingegen noch etwas Luft in dem Recipienten, so ereignete sich allemal das Gegentheil. Beträgt die im Recipienten zurückgebliebene Luft so viel, daß sie eine Quecksilbersäule von 13 Zoll im Gleichgewicht erhalten kann,

L

so

so ist sie zur Erzeugung der Infusionsthierchen noch vollkommen hinreichend. \*)

Ich habe eben dieses in Ansehung der Eyer der Thiere bemerkt. Ich habe sehr oft verschiedne Eyer von Insecten, die im Wasser und außer dem Wasser leben, unter den Recipienten meiner Luftpumpe gebracht; allein niemals konnte ich ein einziges Ey zum Austriecken bringen, obgleich sonst, wenn ich die Luft ausnehme, alle übrigen, zu ihrer Entwicklung nöthigen Bedingungen vorhanden waren.

Aus diesen Erfahrungen, und aus andern ähnlichen, mit der Luftpumpe von den Naturforschern angestellten Versuchen, erhellt offenbar, daß die Luft einer jeden Gattung von lebendigen Geschöpfen unentbehrlich sey. Wenn auch das junge Thier

\*) Needham machte mir den Einwurf, daß in meinen hermetisch versiegelten und eine Stunde lang gekochten Infusionen deswegen keine Thierchen zum Vorschein gekommen wären, weil die Hestigkeit des Feuers die Elasticität der in den Gefäßen befindlichen Luft vermindert hätte. (S. 1 Cap.) Ich habe schon oben bewiesen (im 3 Cap.) daß diese Verminderung der Elasticität nichts wirkliches, sondern nur etwas eingebildetes sey. Allein aus der hier angeführten Erfahrung erhellt noch überdieses, daß sie auch in dem Falle, wenn sie wirklich statt finden sollte, die Entstehung der Infusionsthierchen nicht verhindern könnte. So gewiß ist es also, daß man sich in physikalischen Dingen sehr irret, wenn man die Natur, anstatt sie auszuforschen, bloß errathen will!

Thier noch im Eye verschlossen ist, wird es doch schon von der Natur des wohlthätigen Einflusses der Luft vermittelst einer Menge sehr kleiner, in dem Eye selbst befindlichen Oeffnungen, theilhaftig gemacht; denn diese feinen Oeffnungen, womit die Eyer durchbohrt sind, haben dem aufmerksamen und bewaffneten Auge der Naturforscher nicht entgehen können. Hat sich das Thier hernach von seinem Gefängnisse, nämlich von dem Eye, oder von andern Hüllen, worinnen es in dem Schoos seiner Mutter verborgen lag, glücklich losgemacht, so genießt es der Wohlthat der Luft vermittelst viel größerer und mehr in die Augen fallender Oeffnungen. Außer einer unzählbaren Menge von Thieren, welche die Luft durch den Mund einziehen, giebt es auch viele, welche sie auf andre Art einathmen. Bey einigen geschieht dieses vermittelst gewisser, an den Seiten des Körpers befindlichen Oeffnungen, bey andern durch das Ende des Hinterleibes, und bey noch andern durch andre Theile des Körpers; zu welcher Absicht durchgängig verschiedene feine Kanäle angebracht sind, welche ihre Hauptöffnung an dem äußern Umfange des Körpers haben, und sich hernach in verschiedene kleine Aeste verbreiten, die bis in die innersten Theile bringen. Bey unsern Infusionsthierchen selbst, obgleich der Bau ihres Körpers so einfach zu seyn scheint, bemerkt man ein Organ, welches nach aller Wahrscheinlichkeit zur Einathmung der Luft bestimmt ist.

Thiere von der iſt angeführten Beſchaffenheit können die Luft alſo nicht entbehren; und hiervon wird man noch mehr überzeugt, wenn man ſie derſelben beraubt. Es giebt Thiere, die ſchon in dem Augenblicke ſterben, da ihnen die Luft entzogen wird; es giebt aber auch andre, denen die Beraubung der Luft erſt nach einiger Zeit, deren Länge von der natürlichen Beſchaffenheit einer jeden Gattung abhängt, tödtlich iſt. Ein Sperling, eine Nachtigall, ein Fink, und überhaupt alle übrigen Vögel ſterben augenblicklich im luftleeren Raume. Die Eydechſen, die Fröſche und die kriechenden Thiere können eine Zeitlang, noch viel länger aber die Inſecten ohne Luft leben. Bey den Infuſionsthierchen, wovon es ſehr vielerley Arten giebt, iſt dieſe Zeit ſehr verſchieden, indem einige, wie ich bereits oben erinnert habe, ſehr bald im luftleeren Raume ſterben, andere hingegen viel länger, und einige eine ſehr beträchtliche Zeit darinnen leben können. Dieſe letztere Claſſe von Infuſionsthierchen ſcheint unter allen Gattungen von lebendigen Geſchöpfen, mit denen man Verſuche angeſtellt hat, diejenige zu ſeyn, welche die Beraubung der Luft am längſten vertragen kann. Wenigſtens iſt biſher noch keine Gattung von Thieren bekannt worden, die auf eben die Art, wie die oben angeführte Claſſe von Infuſionsthierchen, über einen Monat ohne Luft leben könnten. Allein obgleich dieſe Infuſionsthierchen die Luft ſo lange Zeit entbehren können, ſo wird ihnen doch  
die

die Beraubung derselben endlich tödtlich; welches daraus erhellt, weil die Infusionsthierchen von eben der Gattung, die ich an der freyen Luft gelassen hatte, noch über zwey Monate am Leben blieben; wodurch die Allgemeinheit der Regel, daß jedes lebendige Geschöpf die Luft zu seiner Fortdauer nöthig hat, aufs neue bestätigt wird.

Nur ist zwar nicht unbekannt, daß es nicht an Beyspielen von solchen Thieren fehlt, die nach einigen Erzählungen ohne dieses Element gelebt haben sollen. So führt man z. E. Beyspiele von einigen Fröschen an, die man mitten in den härtesten Körpern lebendig gefunden hat, und eben dieses erzählt man von einigen Kröten, welche mitten in Felssteinen und gesunden Bäumen, wohin nicht die geringste Luft bringen konnte, lebendig und gesund geblieben waren, \*) Allein ich weiß auch, daß diese Erzählungen von denjenigen Personen, die in der Naturlehre keine Anfänger sind, mehr bewundert, als für wahr gehalten werden, indem es ihnen an denjenigen glaubwürdigen Zeugnissen fehlet, die in dergleichen sonderbaren und paradoxen Fällen unentbehrlich sind, zumal da hier die Rede von solchen Thieren ist, welche von der Natur zum Einathmen der Luft bestimmt sind, wie man aus dem Bau ihrer Lungen sehr deutlich ersehen kann. So lange man uns also keine wichtigere und glaubwürdigere Beyspiele

L 3

zum

\*) Melang. d' Hist. natur.

zum Beweise des Gegentheils anführt, (44) haben mir gegründete Ursache zu behaupten, daß es in der ganzen besetzten Natur, wenigstens unter den uns bekannten Thieren, kein einziges giebt, welches ohne Behülfe der Luft sein Leben beständig erhalten könnte.

(Die Fortsetzung folgt künftig.)

### A n m e r k u n g e n.

(32) *Mülleri Vermium terrestrium et fluviatilium, seu Animalium infusoriorum, Helminthicorum et Testaceorum non marinorum succincta historia.* Havniae et Lipsiae Vol. I. et II. 4 Die angeführte Stelle Vol. I. p. 14.

(33) Es stimmt dieses alles mit unseren vielfältigen Erfahrungen völlig überein. Wir haben Tropfen mit Infusionsthierchen gefrieren, und vertrocknen gesehen; allezeit haben sie sich in die Mitte begeben, und ihr Ende gefunden. Wie geht es aber zu, und durch welchen Instinkt werden die grünen Monaden, oder Infusionsthierchen in dem grünen Wasser der Sümpfe und der lange gestandenen Sturmfässer, getrieben, alle in dem Tropfen aus der Mitte nach dem Rande zu schwimmen, sich daselbst dicke in einander zu drängen, einen grünen Zirkel zu formiren, und so zu sterben? Es scheint, als wenn sie die äußerliche Luft

Luft nicht ertragen können, und daher am Rande des Tropfens einen Ausgang suchen, wie sie in ihrem eigentlichen Element, in den Sümpfen, und größeren Wasserbehältnissen thun können.

Wir finden nicht, daß der große Müller ihrer in seiner Verm. histor. gedacht hätte. Wir beschreiben sie also:

MONAS ovulum

*Monas ovata*, obscure viridis.

Lenticula 4 Microsc. compositi conspicitur, duplo maior Monade Lende. *Motus* lentus tremulus. *Color* obscure viridis. Ad guttulae marginem copiose vergunt, ibique immobiles haerent et pereunt. Totus margo viridis evadit.

In aquis putridis, viridi-micantibus saepe Myriades. *Viridis pellicula* in aquae superficie ex meris hisce animalculis constat.

(34) *Podura nivalis* Linn. S. N. ed. 12. p. 1013. no. 6.

(35) Gleiche Erfahrungen haben wir von den Essigaalen in der strengsten Kälte gehabt. Doch müssen wir gestehen, daß ihnen die langsam entstehende Kälte, wie sie in der freyen Luft allmählich steigt, nicht so schädlich sey, als diejenige, welche sie plötzlich erfahren. Wir haben in ein Glas Essig, welches draußen dem Gefrieren oder der Verdickung nahe war, einen einzigen Tropfen mit vielen Essigaalen, aus einem Gläschen der war-

men Stube zugegossen — und sie erstarrten augenblicklich, und sanken zu Boden; kehrten aber zum Leben zurück, als wir das Gläschen in die warme Stube hinten auf den Ofen setzten. Inzwischen vergieng doch eine gute halbe Stunde, ehe sie wieder vom Boden aufstiegen, und wohl eine ganze, ehe sie munter herumschwammen.

Es ist eine besondere Eigenschaft dieser Würmchen, (die wegen der feinen spitzigen Schwanzspitze zu dem Geschlechte der Astariden, welche zum Theil auch lebendige Junge gebähren, zu gehören scheinen,) daß sie im Essig stets nach der Oberfläche steigen, und in zwei Reihen eine immerwährende wellenförmige Bewegung machen, wodurch der Essig gehindert wird, die ihm gewöhnliche Schleimhaut anzusehen. Ist es Naturtrieb, diese Haut zu ihrer Nahrung abzuaasen? oder suchen sie nur mit den Köpfen an die freie Luft zu kommen? Der Trieb ist so stark, daß sie sich über der Oberfläche zu Hunderten an der Seite des Glases zusammenklumpen, und daselbst in solchen Klumpen einige Tage zubringen können, bis man durch Schütteln des Glases so viel Feuchtigkeit an sie bringt, daß sie zurückfließen, und in ihrem Element wieder auseinander gehen. Da sie mitten im Essig, wenn das Glas recht voll ist, eben so viele aufhalten, und herumschwimmen, als oben außer der Fläche spielen, und sich anklumpen; so scheint die erste Ursache mehr Grund zu

zu haben: daß sie es um ihrer Nahrung willen thun.

Dieses Aufsteigen und Vertrocknen der Essigälchen, welches geschieht, wenn sie zu lange außer ihrem Element bleiben, und nicht wieder heruntergespült werden, zu verhindern, goß ich wohl eines Fingers hoch Baumöl oben auf den Essig. Gleichwohl giengen die Aelchen durch, und schwammen auch in dem Oele eben so munter, als in ihrem Elemente herum. Das Oel hat auf manchem Glase über drey Monathe gestanden, und ich habe an den Aelchen keine Veränderung gespürt. Da das Oel, wie die Erfahrung lehrt, fast alle Arten der Gewürme, und den Bandwurm in einem Augenblicke tödtet, weil es die Poren der Haut verschließt, und die Respiration, oder das Athemholen hindert; so muß der Körper der Essigaale in diesem Stück von ganz besonderer Natur seyn. Wer kann sich nun rühmen, die Eigenschaften thierischer Körper völlig ergründet zu haben?

(36) Die Eyer der Insecten sind entweder stark mit Pels und Rauchwerk eingefüttert, als die Eyer von Phal. dispar. oder Stammraupe; oder in die feine Wolle der Baumreiser eingeklebt, als die Eyer der Blattläuse, besonders auf den Apfelbäumen; oder mit einem äußerst spröden und undurchdringlichen Kitt von Gummi überzogen, als die Eyer der Phalaena *Neustria* und *castrensis* oder der Ringelraupe. Außerdem ist das Häut-

L 5

chen,

chen, oder die Schaale des Eyes sehr dicht, daß weder die innern Feuchtigkeiten ausdünsten, noch die äußere kalte Luft eindringen kann. Diese Umstände scheint der Verfasser übersehen zu haben. Mithin wäre hieraus wohl geradezu auf die Keime oder Eyer der Infusionsthierchen kein Schluß zu machen: es wäre denn, daß wir erst wüßten, wie sie von außen verwahret wären. Und wer wird dies ergründen, da uns noch nie eines derselben zu Gesicht kommen ist!

(37) In den hiesigen, vorzüglich in den Harzgegenden gehören zu den Winterschläfern der Dachs, der Hamster, (Cricetus) die Erdratze, und unter den Vögeln einige Schwalbenarten; in andern Ländern der Bär.

(38) In der berühmten Baumannshöle auf dem Harz, nicht weit vom Brocken, findet man im Winter große und kleine Fledermäuse, die sich dahin begeben haben, weil es in diesen Hölen warm ist.

(39) Den sichersten Nachrichten zu Folge zieht die Haus- oder Rauchschwalbe weg; die Uferschwalbe verkriecht sich in Hölen an den Ufern der Flüsse; die Mehlschwalbe aber stürzt sich ins Wasser. S. Stralsundisches Magazin I. p. 20. Berlin. Samml. V B. p. 178.

(40) Der Schluß ist ganz richtig. Alle Arten der Europäischen Schwalben können die Kälte der Eisgruben nicht ertragen. Daher zieht die Hauschwalbe weg, welche Adanson auf den Schiffen  
aufkom.

ankommen gesehen. Und diese ist es auch, die sich im Frühjahre am ersten zeigt. Die Werschwabe geht in ihre Höle, und die Meßschwabe ins Wasser. Gleichwohl alle Europäische Arten, die bey uns hecken.

(41) Wenn sich dies alles, wie wir nicht zweifeln, so verhält; so sind dieses allerdings, wegen ihres Elements, besondere, und von den übrigen Infusionsstierchen verschiedene Thierchen, es wäre denn, daß man ihre wirkliche Thierheit bezweifeln, und sie für pure Bläschen, die durch die Luft oder durch die Gährung in Bewegung gesetzt würden, halten wollte. Es verdiente diese Sache genauer untersucht zu werden. Daß im Urin keine andere Gattungen, als diese bescolte Monaden, entstehen, kann kein Einwurf werden, weil in schlechtem Essig auch keine andere, als die Essigkäthen, entstehen. Man könnte sie Uwinthierchen nennen. Schade, daß sie unser Verfasser mehr in den Verhältnissen mit der Naturkunde, als in Absicht ihrer Oekonomie und Struktur beobachtet hat.

(42) Dieses angenehme Schauspiel kann man sich besonders mit den Schimmelschwämmchen machen, die auf der Fläche eines im Glase zurückgelassenen Fluidi von Brantwein, mit animalischen Theilen imprägnirt, wachsen. Man darf nur einige Wäldchen dieses Schimmels mit einer feinen Scheere dicht auf der Fläche abschneiden, und zwischen zwey Schiebergläschen bringen; so wird man.

man den verschütteten kugelartigen Saamenstaub unter dem Komposito, besonders mit No. 1. oder 0, in großer Menge erblicken. S. Neueste Mannichfalt. II Jahrg. p. 670.

(43) Wie manches entgeht dem besten Beobachter, wenn er in der Behandlungsart der Objecte bey mikroskopischen Versuchen fehlt! Herr de Sauffüre hat den Punet getroffen, die Infusionsthierchen durch den electricischen Funken zu tödten; welches ihm so wenig, als unserm B. anfänglich glücken wollte, weil sich der Funken nicht auf die Thierchen concentrirte, sondern sich in der ganzen Infusion, oder auf der Glasplatte verlor. Auf einem Stückchen, noch mit Folie bedecktem Spiegelglase wird es nie fehlen, die Thierchen mit einem Funken zu tödten. Man schließt also viel zu voreilig auf die Unrichtigkeit eines Facti, dessen Versuch dem einen nicht gelungen war. Ein anderer weiß die Sache besser zu behandeln, und alle Körper in solchen Contrast zu bringen, der den Eigenschaften eines jeden gemäß ist, und es geht alles glücklich von statten. Er kömmt zu Entdeckungen, die dem andern Chimären zu seyn scheinen. Wie lange hat Linnæ' dem Bandwurme den Kopf abgesprochen, weil er so viele Hunde anatomirt, die Bandwürmer mit dem feinem Ende lebendig gefunden, solches durch gute Vergrößerungsgläser betrachtet, und gleichwohl keine Spur vom Kopfe bemerkt hatte. Wie konnte er  
an

an diesen Bandwürmern Köpfe sehen, da er sie in der zottigen Darmhaut hatte stecken lassen? Vey dieser Art Bandwürmer (canina L.) wird man nie den Kopf erblicken, so zart auch das abgerisfene Ende zu seyn scheint, wofern man nicht alle Würmer, wenn sie mit den Köpfen tief in der Billofa stecken, mit dem ganzen Darmstück behutsam in schwarze Schaalen mit laulichwarmen Wasser legt, darinn sie sich von selbst mit den Köpfen losgeben, die man aber erst mit saubern Pinseln von dem Schleime, den die Haken vorne gefakt haben, reinigen muß, wenn man sie scharf und deutlich sehen will. Wieviel kömmt also auf eine gute Behandlungsart des Beobachters an! Der weitere glückliche Erfolg sowohl bey unserem B. als bey dem Herrn Moskati erweist es klar.

(44) Hierin geben wir dem B. völlig unsern Beyfall.

Ueber

## Ueber Gevatterschaften und Kind- taufen.

**B.** Was rennt doch alles durch einander im Hau-  
se? Woher diese Unruhe, dieß lermende  
Gewirrmel?

**A.** (athemlos) Ah! ah! ah!

**B.** Ist ein Todter drinnen?

**A.** Nein!

**B.** Ist etwa Feuer?

**A.** Nein!

**B.** Ist sonst ein Unglück gesch:hn?

**A.** Nun — ja —

**B.** Nun, was isß denn?

**A.** Je, 's ist ein Gevatterbrief angekommen!  
Haben sich schon lange dafür gefürcht, und  
nun ah! ah! —

**B.** Ist's das alles? und ist das so was schreck-  
liches, fürchterliches?

**A.** Ja, 's will gar zu viel seyn, und die Mama-  
sell hat noch nichts fertig dazu; muß noch  
eine neue Haube haben, sichs Kleid anders  
garniren, erst neue Federblumen holen lassen,  
und Perlen — —

**B.** 'S ist gut, meine Liebe! danke. —

O Himmel! wie so tief herabgesunken sind wir!  
Diese erhabne Handlung, wo du, göttlicher Erlö-  
ser! mit einem neugebohrnen kleinen Geschöpfe ei-  
nen so theuren Bund machst, wie entheilligt wird  
sie, wie so ganz beraubt jener ersten ursprüngl-  
chen

chen Würde! Deine liebevolle Absicht dabey, wie so wenig wird sie erkannt!

Wem, dessen Augen unumbämmert von der Vorurtheilen Schleier, nur einen Stral des höhern Lichts erblickten, wem muß es das Herz nicht engen, so zuzusehn der Entweihung, zusehen, wie sogar nicht entsprechend jenem hohen Entzwecke, die in eben diesen Bund einst Aufgenommenen sich dabey benehmen, wie alles nur Eitelkeit athmet und Prunk, nur Sinnlichkeit der Götze ist, denn hier gemeiniglich der Weibrauch dampft, alles überladen ist mit leeren Höflichkeitszierereyen und Ceremonien, und ein Schwall von Formeln der ernstern frommen Feyerlichkeit Stelle einnimmt! Wie viele gedenken da wohl jener für uns so trostvollen, erhebenden Einsetzung, wie viele der Wichtigkeit der auf sich zu nehmenden Pflichten, im ganzen großen Umfange! Ist nicht Putz, und Glanz, und ein köstliches Mahl meist der erste Gedanke, das allgemeinste Augenmerk dabey?

Und die Wahl der Pathe, wie so ganz wird sie gemeiniglich durch Verhältnisse, durch zu hoffende Vortheile regiert! Wer am meisten zu schenken vermag, wer der Aeltern Stolz, ihrem eingebildeten Wahn von Aufsehen schmeichelt, der ist's, den trifft die Wahl. Sie achten nicht seines Herzens, seiner Gefinnungen, seiner Art zu leben, seiner Verfassung; erwägen nicht, ob seine Lage ihm verstatet, dem aufwachsenden Pathe einst nützlich zu seyn, ihn, wenn er's bedarf, zu unterstützen, zu versor-

versor

versorgen, und — wird er gar seiner Ernährer beraubt, ihm zweyter Vater zu werden. Und selten wird das der Fall seyn können bey dem, der schon von zu vieler Jahre Last niedergedrückt, nicht Hoffnung hat, des Kleinen Emporwachsen zu erleben, oder bey dem, dessen Lage noch schwankend, dessen Bestimmung und Aufenthalt noch ungewiß ist. Die Großältern, — gemeinlich die Taufzeugen der Erstgeborenen — haben ohnedieß Verbindlichkeit genug, für die Zweige ihres Stammes zu sorgen, haben so schon Vaterpflichten gegen sie.

Doch nach jenem angegebenen Maasstabe sind sie die schicklichsten; sie werden gewählt, und so vermögen oft Fremde, die keine Verbindung mit dem Hause haben, denen nur solche Familienereignisse eine Art Unterhaltung verschaffen, die Pathen zu wissen: von allen Seiten zischelt man sich schon Namen zu, noch ehe die mattgerungene Mutter, und der geängstete und freudenvolle Vater darauf zu denken begann. Und dann die Vorbereitungen zum Kindtaufstage!!! — Grade da, wo die Hauptperson fehlt, an der Einrichtung des Hauswesens nicht Antheil nehmen, das Erforderliche nicht anordnen kann, wo die ganzen Anstalten den Dienern oder Fremden überlassen werden muß, wird ein großes Mahl zubereitet; überall wird gewürgt, geschlachtet und gebacken, überall dampft der langgesparten Schlachtopfer Blut.

Grade

Grade in den Tagen, wo die kraftlose Mutter Ruhe bedürfte und Stille, verscheucht geschäftiges Gewühl, Laufen und Zudrängen jeden Schlummer von ihren Augen. Böthen werden ausgesandt und Briefe, einzuladen von nah und fern, und — dort liegt indes das neugebohrne Würmchen, in all seiner Ohnmacht, und — weint, (ach! unser erstes Geschäft, bey dem ersten Aufblicken in die Welt!) und doch, bey aller dieser Bewußtlosigkeit, macht schon sein erstes Auftreten auf diesen Schauplatz, Unruhe und Sorge und Angst, macht so manchem schon das Herz klopfen für banger Besorgniß, ehe die Pathen ernannt sind; und die der Ruf nun vollends trifft, wie so selten ist er ihnen Freude! Und ist ers, ach! sie wird durch zuviel Unangenehmheiten getrübt! Die Ueberbringerin des Briefs, die man mit Freundlichkeit aufnehmen sollte, wär die Handlung noch in ihrer ersten Keinheit, nicht durch soviel Aeußeres, so vielen Aufwand furchtbar gemacht, wie finster wird sie meistens angeblickt, oft ungestüm empfangen! Mit geheimen Beben naht sie sich gemeiniglich, fürchtet sich anzuklopfen, nimmt oft ihre Zuflucht zu Mänteln und mancherley Vorwänden; und danken sollte man dem Manne, segnen das Weib, das solch ein auszeichnendes Vertrauen uns zeigt, uns zum Zeugen eines göttlichen Bundes, zu ihrem Stellvertreter bestimmt. Aber, o der Schande! — die Allgewalt bürgerlicher Verhältnisse, die Tyranninnen, Mode, Etikette,  
u Galan

Galanterie, und was der französischen Ungeheuer mehr sind, unterjochen jedes frohe Gefühl, drücken es mit der o! gewiß im ersten Augenblicke durchs Gehirn fahrenden Erinnerung an all die Bedürfnisse, bey dem Emporsteigen nieder.

Manche Orte seufzen vorzüglich unter dieser Last, und da ist oft nicht Einer, der übers Vorurtheil sich hinauszusetzen wagt, die Fesseln zerreißt, und vielleicht die andern mit befreyt; auch lassen sie sich selten gern befreyen; (unser bester Fürst Befehl sicherte sie vor aller Nachrede) küßten die Fesseln, und — klagen.

Ich weiß ein Dorf, meistens arme Löffelfabrikanten und Klopplerinnen bewohnen es; Männer, die bey der sauersten Arbeit und stetem Eisengeklopfe kaum 4 Gr. des Tages erwerben, ein ganzes Haus davon versorgen müssen; Mädchen, die bey dem itzigen Verfall der Spitzen, nur mit dem angestrengtesten Fleiße und Nachtwachen 2 Gr. verdienen. Eines dieser Armen wird zum Pathen erwählt. Kaum ist bekannt, so drängen sich Nachbarn, Verwandte und Freunde hinzu, betäuben den Erschrocknen mit leeren Glückswünschen und Späßhaftigkeiten, die Augen geheftet aufs volle, schon auf dem Tisch stehende Glas, und auf die Caffeeschalen. Der Zulauf mehrt sich; die Stube wird voll. Die Ueberbringerinn des Briefs, so einen finstern Blick sie auch bekam, ist die Königin der Versammlung, und läßt sich wacker schmecken. Endlich sind Flaschen und Kannen leer,

leer, und der Schwarm schwindet nach und nach hinweg. Nun thürmen sich Sorgen auf Sorgen; nun rennt man umher, bittet und klagt, und borgt. Endlich unter stetem Zusammenordnen des oft erborgten Puges, erscheint der feyerliche Tag. Man geht zur Wöchnerin, und isst und trinkt; man geht in Procession in die Kirche durch der Neugierigen Drang, unter steten Kritiken des Puges. Man kehrt aus der Kirche zurück, und isst und trinkt; man bleibt oft die Nacht beysammen, und spielt und trinkt. Und dieser Herrlichkeit Eines Tages nun folget monathlange Kost von trockenem Brod und Erdäpfeln; denn Pathengeld und Auflage beträgt selten unter 6 bis 7 Thaler. Nun vollends der Aufwand des Kindtaufvaters! Ich war neulich selbst bey solch einer Schmauserey. Von 5 an bis 9 Uhr drey mal Fleisch außer den Braten, in ganz besondrer Ordnung. Zwar war das bey einem Mann von Vermögen. Aber auch Arme unterlassen 's nicht, borgen alles aufs Pathengeld, suchen sich dadurch schadlos zu halten, und berauben das Kind seines ersten Eigenthums, das selbst in den Rechten soviel Vorzüge hat, ihm aufbewahrt werden soll zum Nothgebrauch. Der Herr des Guths, ein bekannter Vater seiner Unterthanen, suchte dem Uebel zu wehren, verboth alle Kindtauffschmäuse und jedes Pathengeld, das die im fürstlichen Befehle vorgeschriebene Summe überstieg. Doch nun beklagte sich der Fleischpachter des Dorfs, der Brauer, der Müller weiger-

ten sich in Zukunft den bestimmten Pacht zu bezahlen. Und so greift immer ein Rad ins andre, und die Maschine geht ihren alten gewohnten Gang fort.

Kein Uebel schwindet so leicht, als es in Schwung kömmt. — Hier in der Nähe ist ein Dorf, wo bey Hochzeit- und Kindtauffschmäusen selbst für den seligen Vater und Mutter, den Kindern Teller mit Essen gegeben werden. Kann man sich etwas tollers und unsinnigers denken?

Und auch hier und an andern Orten erschrickt man vor allen aufgethürmten Tellern der Gebatern, welche zu Ende des Mahls von einem Wall von Kuchen und Pflaumensammeln und andern Gebäcknem verschanzt sitzen; und beym Zuhausefahren, wie sind Wagen und Menschen bepackt mit Schachteln und Lasten! Kost auf 8 Tage! — Sie gleichen einem Heer; das auf Beute ausgezogen ist, und nun reichbeladen zurückkehrt.

Schmieder.

Dybin

Dyfin und Fatime.

Drey Monden schon lag Panins Heer  
 Vor Benders hochumschanzten Thoren,  
 Und Zeit und Arbeit schien verloren;  
 Denn der Besatzung Gegenwehr,  
 Zu Sieg nur oder Tod verschworen,  
 Behielt noch stets das sinkende Gewicht.  
 Doch endlich ward der Stab in jenem Blutgericht,  
 O Bender, über dir gebrochen!  
 Und Panin sah stets heißern Muth  
 In seiner Helden Adern kochen;  
 Sah in dem Lager, ach! das Blut  
 Schon von sechstausend Leichen!  
 Und gab Befehl, die Stadt im Sturme zu ersteigen.

Der Abend kam; — doch, mein Gedicht,  
 Erzähle diesen Jammer nicht! —  
 Mit Blute schriebs, zum Zorngerichte  
 Jerusalems, die weinende Geschichte,  
 Ein Denkmal gleicher Art zu sehn,  
 Ins Tagebuch des Elends ein. —

Schon stand die ganze Stadt in hoher Feuerglut;  
 Schon lagen durch das Schwert der Würger  
 Viel Tausende bewehrter Bürger.  
 In allen Gassen strömte Blut  
 Von Weibern und von Kindern:  
 Und allenthalben eilte nun,  
 Von langem Morden auszuruhn,  
 Der Sieger müde Schaar zum Plündern.

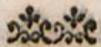
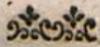
Kein Haus, kein Tempel ward verschont; —  
 Denn was sind Tempel Ueberwinden?  
 Und in der Türken Tempel wohnt  
 Ja nicht der Griechen Gott! — Und eben stürmte,  
 Die bessern Schätze auszuspahn,  
 Ein Officier allein auf eine der Moscheen,  
 Die einsam stand, doch hoch die goldne Zinne  
 thürmte.

Eröffnet stand das Thor, und kaum drang er  
 hinein,  
 So hört' er bang durch die gewölbten Hallen  
 Ein weinend Wehzen widerschallen.  
 „Ist 's eines Feindes Flehn? Ist es ein Hülfes  
 schreyn  
 „Von Einem unsrer Sieger?“  
 So dacht' er, knirschend vor Wuth: Doch wie  
 erschraf der Krieger,  
 Da er im hellen Widerschein  
 Vom nahen himmelhohen Feuer  
 Zwo weibliche Gestalten sah!  
 Ein Mädchen, schön wie Barbara, \*)  
 Von Andacht glühend, ohne Schleyer,  
 Lag neben einem Weib auf ihren Knien da,  
 Und rang in brünstigen Gebeten.

Bestürzt sah er die Betende, und stand;  
 Und ihrer Schönheit Allmacht wand

Das

\*) Die griechische Legende setzt diese Märtyrin unter die  
 größten Schönheiten der Erde.



Das Schwerd der Wuth ihm aus der Hand;  
Und da er gieng, zu ihnen hinzutreten:  
Sah ihn die bebende Moslemin,  
Und warf sich, in der Angst gewissen Todes,  
Die Hände ringend vor ihn hin.

„Erbarmen! Mann! Gesandter Gottes!  
„Wir haben gegen Euch kein Schwerd  
„Wir alle Beyde nicht gefehrt!  
„Schon diesen Morgen flohen wir  
„Aus unserm Haus, und beten hier!  
„Doch, willst du Blut; o! so erbarme dich  
„Nur meiner Mutter! wüрге mich!“

Sie riefß mit himmlischer Gebehrde;  
Rief ein geheim Gefühl in seiner Seele wach;  
Und ihrer Seufzer tödtend Ach!  
Und ihre blutge Thräne brach  
Des Russen Herz. Er riß sie von der Erde;  
Hob ihre Mutter auf; und schwur: „Bey Euerem  
Gott!

„Ich tödt Euch nicht! Doch fliehet! Hier ist Tod!  
„Ist Tod von allen Seiten!  
„Und unser General allein  
„Kann Euer Schutzgott seyn:  
„Hier ist mein Arm und Schwerd! Ich selbst will  
Euch geleiten!“

So schnell er's sprach, so schnell war ihr Entschluß.

— Die Wahl

War Leben oder Tod. — Sie flohen; leichtem

u 4

Gesporn-

Gespornten Lauf am Arm des Führers; und er-  
 reichten  
 Das Lager glücklich; fanden da schon große Zahl  
 Gefangener, und seinen General,  
 Der ihnen seinen Schutz und seine Huld verhiess,  
 Und sie zu jenen fesseln ließ.

Welch eine Nacht! Kein Auge schloß  
 Zum Schlummer sich! Zu blutig floß  
 Der Wunden Blut! zu schrecklich rasselten  
 Die Fesseln! ach! zu schrecklich donnerten  
 Die Flüche von den Feinden!  
 Und tausend Augen weinten.  
 So gieng die Nacht; so kam der Tag;  
 So folgten jammervoll noch lange Wochen nach.

Vor Allen rang mit namenlosen Schmerzen  
 Sarime. Nicht allein ihr trauriges Geschick,  
 Nicht ihrer Mutter Jammerblick:  
 Sie ängstete tief in beklemmten Herzen  
 Ein Leiden, das sie nie gekannt.  
 Ach! schön war Dykin! war ihr Retter!  
 Der Wahn so süße, dieser Retter  
 Sey ihr von Gott gesandt!  
 So jung, so heftig waren ihre Triebe!  
 So bange seiner Seufzer Drang!  
 Und da sie jetzt oft stundenlang  
 Den Abgott sah, und seine Küsse trank:  
 Ward ihre ganze Seele Liebe.

Uuch

Auch Er, auch Dykin liebte sie. Allein  
Nicht jener Engelreiz, der ihre Seele schmückte,  
Nur ihrer Schönheit Zauberschein  
War's, was den Feurigen berückte.  
Gleich damals mit dem ersten Nu  
Floh seine ganze Seel' ihr zu;  
Und diese Schönheit zu bestürmen,  
War nun sein Tages Traum, war nun sein Traum  
der Nacht;  
Nur mehr entflammt, daß mit vereinter Macht  
Religion und Unschuld sie beschirmen.

Mit süßen Rednerkünsten pries  
Er oft sein Vaterland, wie Edens Paradies;  
Verhies ihr jedes Glück der Erde,  
Wenn sie sein Weib und eine Christin werde;  
Bestärkte oft, im Innersten gerührt,  
Den hohen mächtigen Gedanken,  
Daß ihrer Lieb' ein Gott ihn zugeführt;  
Und da sie bis zum Rausch einst Lieb' um Liebe  
tranken,  
Und trunken in ein Meer von Seeligkeit versanken,  
Und Ueberlegung nun und Schaam  
Auf diesem Meer wie leichte Blasen schwam:  
Zog ihres Schutzes Hand die Unschuld ganz zurücke,  
Und floh; und ohne Schutz und ohne Retterin,  
Nur überlassen dem Gesicke,  
Sank die Verlassene mit jedem Augenblicke  
Bald tiefer, immer tiefer hin.

Indessen nahte sich die Zeit zum Abmarschiren;  
 Und Panin ließ Befehl ergehn,  
 Zu lösen die Gefangenen,  
 Und keinen mit nach Rußland abzuführen,  
 Als wer ein Christ getauft zu seyn  
 Freywillig sich entschließen wollte.

Schien eines Christen Glück zu klein?  
 Schien es zu trügend, oder grollte  
 Zu sehr der Haß der Nation? —  
 Nur Wenige entschlossen sich; obschon  
 Ein zahlenloses Heer von Leiden  
 In der verkehrten Stadt die Bleibenden bedräuten.

Jedoch Satimen, sie, die schon der Unschuld  
 Fluch

In dem zerfleischten Busen trug,  
 Bedrohten größere, als alle diese Leiden.  
 Wer wird ihr diese Schmach verzeihn?  
 Wer wird hier der entehrten Armen,  
 Wer ihrer Brüder sich erbarmen?  
 „Hey ihm! hey ihm! dort warten mein  
 „Der Freuden viel! und eines bessern Glaubens  
 Brüder!

„Und Vaterland, und Mutter wieder!“  
 Und so bethört von Furcht, bethört von Schmei-  
 cheleyn  
 Der Hoffnung, hielt sie es, den Glauben abzu-  
 schwören,

Nur noch ein Spiel von wenig Zähren;  
 Und heimlich eine Christin schon, beschwor

Sie



Sie mit des Kreuzes Kuß das Bündniß steter  
Ereue,  
Versiegelt durch des Priesters Weihe;  
Und floh mit ihm und seinem Chor;  
Und ließ die Mutter weinen. —

O weine, du Verlassene!  
Weib ohne Mann, und Mutter ohne Kinder!  
Groß ist dein Herzeleid. — Doch die Entflohene  
Ist schuldig nicht allein: sie ist nicht minder  
Unglücklich auch. O fluche, fluch' ihr nicht!  
Es sitzt ein Gott dort im Gericht!  
Schon jetzt empört sich ihr Gewissen;  
Und einen bittern Kelch wird sie noch trinken müs-  
sen. —

Zwey Wochen waren schon auf ihrem Marsch  
verflossen;  
Als jetzt in einem Dorf, das rings umschlossen  
Von dichter Waldung, hart  
Am Dnjeper lag, Rasttag gehalten ward.

Gleich dem Schwindsüchtigen, der froh durch  
Blumen lächelt,  
Und noch viel Welten fern des Todes Tritte wähnt;  
Ob jeder Athem, gleich Prophezeihung röchelt,  
Schon hinter ihm der Köcher laut ertönt:  
War Dykin noch bis jetzt sorglosen Wegs gegangen,  
Nicht aufgeschreckt von Warnungen der Pflicht,  
Von Drohungen des Schicksals nicht;  
Nur glücklich guug, daß Satmens Wangen  
Ihm

Ihm Wollust lächelten, ihn Satmens Arm um-  
schlangen.

Doch, wie dann Jener bebt, wenn nah auf einen  
Schritt

Der Tod vor seine Augen tritt;

Dann mit Entschluß zur Rettung sich ermannet,

Wenn schon der Tod den Bogen spannet:

So bebte Dykin nun, da er mit Einemal

Die hohe Kijew sah, die nah am Horizonte

Im goldnen Mittagsstral

Die stolzen Klosterdome sonnte. —

Zu spät, Unseeliger! daß deine Thräne rann!

Zu spät, daß die Vernunft Entschluß zu fassen  
strebte!

In Kijew war sein Standquartier; In Kijew  
lebte

Sein alter Vater noch, ein harter, harter Mann;

Der lang dem Friedensfest entzückt entgegenschaute;

Indeß in trunkner Fantasie, zum Lohn

Des langen Feldzugs, seinem Sohn

Manch Zauberschloß erbaute;

Ihm schon ein Mädchen reich und süß,

In einer Freundin Schooß, zur Gattin bilden ließ.

„Wie tief wird nun der Gram den alten Vater  
beugen!

„Wird er ihn sehn, so stolzer Ahnen Sohn,

„In einer Ketzerin ehrlosen Fesseln keichen!

„Wird sehn des Sieges Lorbeerkrone

„Am Stral der Wollust bleichen!

„Wie

„Wie fürchterlich wird er den Hohn  
 „Der grauen Haar an Beyden rächen!  
 „Wie Unsers Bundes Fessel brechen! —  
 „Und dort ein Weib des Seegens! und mit ihr,  
 „Im Schoos des Glücks und Ruhms, nur gold-  
     ne lachende Tage!  
 „Ein Weib, verflucht vom Vater, hier!  
 „Und Leiden bitterer Schmach! und steten Mangels  
     Plage! —“

So überdachte Dykin sein Geschick;  
 Und nach dem Kampf von Einem Augenblick  
 Erlag die schwache Lieb', erlag die schwäch're  
     Tugend:

Denn Ehrsucht, sie, seit seiner ersten Jugend  
 Ihm eine Furie, entzündete den Muth  
 Des Frevlers mit der Hölle Gluth;  
 Und rief ihm lauter zu: Satimen zu verlassen.

„Verlassen! — und so sey's! — Hier im  
     verschwiegnen Wald  
 „Ist dieses Dorf für sie ein sicherer Aufenthalt.  
 „In diesem Dorf will ich sie lassen! —  
 „Allein, was soll ich ihr? wie soll ich's ihr gestehn? —  
 „Und insgeheim von ihr zu gehn? —  
 „So kann ich sie unmöglich hassen! — —“

Mit schmeichlerischem Blick, und Ton der Heu-  
     cheley  
 Stellt er ihr vor, wie tief es Beyd' entehre,  
 Wenn er bey seinem Heere,

So

So lange sie nicht seine Gattin sey,  
 Geweiht am Altar, sie mit sich führe.  
 Er wolle bis zum Standquartiere,  
 Nach Moskwa mit den Truppen ziehn;  
 Sie solle, wohl gepflegt und unbesorgt, indessen  
 Hier seiner harrn; und eh drey Monden noch ver-  
 flößen,  
 Wird' er zurück in ihre Arme fliehn,  
 Um am Altar mit ihr der Ehe Bund zu schließen,  
 Und fester Liebe Glück auf ewig zu genießen.

Die Arme, voller Lieb' und Zuversicht auf ihn,  
 Und viel zu fromm, List und Berrug zu wännen,  
 Sand Alles gut; und ließ, obgleich mit tausend  
 Thränen,  
 Den andern Tag ihn willig ziehn. —

Er zog, — und vor sich her sah er den Him-  
 mel lachen,  
 Indessen hinter ihm furchtbarer Donner Nacht  
 Den Horizont umhüllt; bald mit vereinter Nacht  
 Auf sein zu trotzend Haupt des Rächers Fluch zu  
 krachen. —

Zu Sichere, was schlummerst du?  
 Wach auf! Dein Schlaf ist Tod! Den Traum  
 von goldenen Tagen  
 Weht dir ein böser Dämon zu! —  
 Umsonst; sie harret in sicherer Ruh  
 Auf seine Wiedertehr; auch da noch ohne Klagen,  
 Als nach dem ersten Vierteljahr

Ein

Ein Monat schon verfloßen war;  
 Und jeden neuen Morgen nährte  
 Sie neue Hoffnung noch. Doch, da die letzten drey  
 Nun auch entflohn, und noch kein Dykin wieder-  
 kehrte :

Nun sah sie allzuwohl, daß sie verlassen sey. —

Verlassen! — Gott! — Verlassen! —  
 Laßt mich hier weinen! und — nur ihr  
 Könnt ihren ganzen Jammer fassen, —  
 Geweihtete der Liebe! weint mit mir! —

Wer reicht mir Worte nun? Wer stärket meine  
 Seele,  
 Daß ich ihr Elend ganz erzähle? —  
 Es stieg mit jedem Athemzug!  
 Denn ihre Wirthin, noch bis jetzt barmherzig gnug,  
 Um einen Kauf von zwey Imperialen,  
 Ward bey dem Mangel nun ihr Teufel neuer  
 Quaalen;

Und der Geburt —

Sie kömmt, die Stunde, mit fliegender Eile!  
 Und von des Donnernden Schrecken schwer,  
 So wie ein Gewitter bey nächtlicher Weile!  
 Verlassne, wo nimmst du Muth? wo nimmst du  
 Kräfte her?

Ach! daß sie ohne Trost in dieser Stunde wär,  
 War sie allein in öder Hütte; —  
 Denn eines Festes Sey'r hielt ihre Wärterin

Acht

Acht Tage in der Stadt. — Gott keine Helferin,  
Als die Natur! Zum Wochenbette eine Schütte  
Vermodert Stroh! so lag  
Sie greifend da; und erst am andern Tag  
Wand eine Tochter sich, ach! unter Höllenschmerzen  
Von ihrem Herzen!

„Nur Einen Tropfen Trost! Zu groß  
„Ist dieses Elend! Gott! Nur Hoffnung! Hoff-  
nung sende!

„Nur einen Engel, der mit einem Todesstoß  
„Mein quaalenvolles Leben ende!“  
So flehte sie, zu schwer von seiner Hand gedrückt,  
Um Mehr vom Zürnenden zu flehen.  
Umsonst: die Betende erquickt  
Kein Trost! des Todes Schwert ward erst gezückt;  
Noch sollt' es nicht ihn durch die Seele gehen.

Was soll sie thun? Wohin im Raume der Natur  
Nun stehn? Von welcher Kreatur  
Soll sie nun Hülfe flehen? —  
Ein Tag geht nach dem andern hin;  
Und noch kommt keine Wärterin!  
Und hier auf hartem Lager weinet  
Der Säugling, der, erkrankt, dem Tode langsam  
bleicht,  
Und seufzend, wenn sie ihn mit Todesgifte säugt,  
Die Mutter zu verfluchen scheint! —

Ach! wenn sie so hinaus  
In diese Nacht des Elends starrt; und keinen  
Schimmer

Der

Der Gnade steht; und dunkler, immer  
Die Ferne dunkler; und im dicksten Graus  
Tod und Entsetzen brüten! —  
Wenn dann Verzweiflung und Wüthen  
Mit schwarzen Fittigen um ihre Seele schwirrt;  
Und alle Sinn' im Taumelschwung verwirrt: —  
Dann sieht die Rasende die Mutter mit blutigen  
Thränen,  
Und hört entzückend und fürchterlich  
Von Gräbern herüber den Vater stöhnen:  
„Erwürge die Tochter! Erwürge dich!“  
Und Würgelust und Blutbegier  
Verwandelt sie zum Tygerthier;  
Oft im Begriff, mit rascher Hand  
Sich zu erdrosseln; oft an triefenden Stein  
Zu schmettern der Tochter Gebein. —

So kämpfte sie; bis alle Kraft ihr schwand;  
Und nur noch Ein Entschluß in ihrer Seele stand,  
Der letzte, Einzige — zu sterben!

Jetzt senkte sich, wie auf der Schöpfung Grab,  
Der neunte Abend bang herab;  
Und Sturm und Dunkel überzogen  
Den blutigrothen Himmelsbogen;  
Und Aufruhr ward die ganze Natur;  
Und eine Sündfluth ward die Flur;  
Und von dem nahen Dnjepet her  
Erscholl ein ächzendes Getöse,  
Wie eines Sterbenden gebrochenes Flehn;  
Und immer immer grausender

Æ

Umhülle.

Umhüllte der Sturm die Nacht; —  
 Ach! eine fürchterliche Nacht!  
 Wie sie vom Himmel hieng,  
 Als Vender untergieng! —

Satime wacht. Sie höret draußen  
 Den Todesruf im Sturmesrauschen,  
 Das Winseln in der Welle brausen;  
 Hört bänger noch von harter Streu,  
 In düstrer Grabgleicher Kammer,  
 Des kranken Kindes Angstgeschrey:  
 Und ganz Verzweiflung wird ihr Jammer.

Mit Einemmal raft sie sich wüthend auf;  
 Ergreift den halbzerquetschten Wurm,  
 Stürzt sich hinaus; mit Blitzes Lauf  
 Hin durch die Nacht, hin durch den Sturm,  
 Dem dumpfen rufenden Ach  
 Des Winselns von dem Dnjeper nach; —  
 Hinan! hinan im Flug auf eine Felsenwand,  
 Die Pfeilergleich am Ufer stand! —  
 Und nun noch Einmal Mutter; fest  
 Die Tochter an ihr Herz gepreßt! —  
 „O Dykin! — Weh! — Erbarme dich!  
 „Gott! du Erbarmer! über mich! —“  
 Und stürzte, die Tochter im Arm, sich herab,  
 Hinab in der Fluth wiederhallendes Grab. — —

Erbarm dich ihrer, Gott! — Ach! Dykin!  
 Wehe! Wehe!  
 Wo wirst du, Unglückseliger,

Nun

Nun Trost und Friede finden? —  
 Er schweift, von Gott verfolgt, umher;  
 Und trägt tief in der Seele  
 Zweyfachen Mord und Angst der Hölle;  
 Kann nirgends nun, wird nimmermehr  
 Nicht Trost nicht Friede finden.

F a t i m e.

O Erd' und Himmel! o wohin  
 Mit mir und meinem Kinde?  
 Zu wem in weiter Schöpfung fliehn,  
 Daß ich Erbarmung finde?

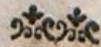
Ihr Heiligen im Himmel! schaut  
 Herab! Ich bin verlassen!

Und Erd und Himmel rufen laut:  
 Du bist, du bist verlassen.

Kein Auge, das mir Mitleid blickt!  
 Kein Helfer, der mich rette!  
 Nur diesen Wurm, schon halb zerstickt,  
 Barmherzig ganz zertrete!

Sie schlummern seine Heiligen;  
 Die hochgepriesnen Götter!  
 Voll Schlaf nur bey der Unschuld Flehn;  
 Nur wach für Missethäter!

Ha! wachtet ihr nicht dazumal,  
 Den Flüchtgen zu geleiten? —  
 O wacht nun, euch an Todesquaal,  
 An einem Mord zu weiden?



Sie ruft! sie ruft! Ich selber will,  
 Will diesen Jammer enden!  
 Die Hölle hat der Helfer viel;  
 Sie wird mir tausend senden!

Ah! wie der Unschuld Thräne quillt!  
 Er ist, er ist entflohen!  
 Mit lautem Hohngelächter brüllt  
 Die Hölle: er ist entflohen! —

Ich fühl' ich fühle Würgelust  
 In allen Adern siedend! —  
 Ha! wie in die zerfleischte Brust  
 Des Wahnsinns Rattern wüthen!

Hinaus! hinaus! Mein Vater winkt!  
 Hinaus zum Todentanze! —  
 Die Nacht ist schön! — Der Mondschein  
 blinkt! —  
 Die Perle blinkt im Kranze! —

Hinweg, entsetzliche Gestalt!  
 Daß ich den Vater sehe! —  
 Dein Blick ist Tod! die Hand ist kalt! —  
 Ach Dykin! — Dykin! — Wehe! —

Ihr Thränen quillet blutiger!  
 Ich sehe seine Thränen!  
 O Hölle, brülle schrecklicher!  
 Ich hör' ihn lauter stöhnen!

Hinweg! dein Blick, dein Winkeln, ach!  
 Durchschneiden meine Seele!

Laß



Laß ab! Laß ab! Das Weib ist schwach!  
Voll Lieb ist meine Seele!

Wo bist du? Komm! o komm zurück!  
Dir ist ein Sohn gebohren!  
O komm! In diesem Augenblick  
Ist Weib und Kind verloren!

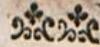
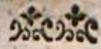
Ich, deine Gattin, rufet dich!  
Es ist der Liebe Stimme!  
Dein Abgott einst! dein zweytes Ich!  
Dein Alles einst! Fatime! —

Was that ich dir? O was, Barbar,  
Was hast du wollen rächen?  
Ach! Liebe! Liebe! Liebe war  
Mein einziges Verbrechen!

Um Dich war nichts auf Erden, mir  
Im Himmel nichts zu theuer!  
O Dykin! unaussprechlich schier  
War meiner Liebe Feuer!

Ich sahe dich; sah' einen Gott  
In zauberischem Glanze;  
Und trunken tanzten um den Gott  
Die Sinn im Taumeltanze.

Da hört ich nicht rings um mich her  
Das Schreyen erschlagner Bürger;  
Sah nicht das hohe Feuermeer;  
Nicht eure tausend Bürger;



Sah' nicht der Brüder rauchend Blut  
An deinen Händen kleben;  
Ich sah' nur deiner Liebe Gluth  
In Aug' und Wange streben;

Und hörte deiner Liebe Gruß,  
Wie Seegen des Propheten;  
Und ließ von deiner Liebe Ruß  
Ach! alle Sinne tödten!

War dein! und floh an deiner Hand;  
Ließ Alle sie, die Meinen!  
Ließ Vaterstadt und Vaterland!  
Ließ meine Mutter weinen! —

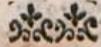
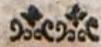
Und Gott! selbst meinen Glauben; zwar  
Nicht Jesus Christus Glauben;  
Doch damals mir alleine wahr;  
Und meiner Väter Glauben.

Den nimmer mir nicht Christen Trug,  
Nicht Christen Schwert und Seegen;  
Nicht meiner Eltern letzter Fluch  
Mir hätt' entreißen mögen:

Den hast du mir mit Zauberey  
Gelogner Lieb entrißen!  
Mit tausend Schwüren ewger Treu!  
Und jenen Thränengüssen,

Die auf das Kruzifix ein Meer  
Von deiner Wange flossen,  
Als in der Nächte schrecklichster  
Wir unser Bündniß schlossen;

Als



Als ich den Kelch des Saumels trank,  
Und Tod und Leben rangen!  
Die Erde jauchzt; und Brautgesang  
Mir alle Himmel fangen! — —

Und diese, diese Märtyrin,  
O Christ! hast du verlassen!  
Hast, Vater, die Gebährerin  
In der Geburt verlassen!

Verlassen! da der Hölle Schmerz  
In jeder Nerve wühlte!  
Kein Mensch, kein Gott mein lechzend Herz  
Mit Trost und Labung kühlte!

Verlassen! ha! im Paradies! —  
In menschenloser Wüsten!  
Die Menschlichkeit schon längst verließ! —  
Verlassen unter Christen! —

O Mutter Gottes! nun wohin  
Mit meinem armen Kinde?  
Zu wem in weiter Schöpfung fliehn,  
Daß ich Erbarmung finde?

Hier sind nur seine Brüder! sind,  
Die Christus Blut verbürgen;  
Und dann verlassen Weib und Kind,  
Und Weib und Kind erwürgen!

Und sie, die die Verworfenen  
Nicht mehr darf Brüder nennen;  
Wird Einer die Abtrünnige  
Vor Gott und Welt bekennen?

Werd ich erwecken Muhamed?  
Soll ich an seinem Grabe  
Ihm opfern Fasten und Gebet,  
Den ich verläugnet habe?

Soll ich zu ihr, die tiefgebückt  
Am Rand' des Grabes steht?  
Daß, wenn das Schwert, das ich gezückt,  
Ihr durch die Seele gehet,

Sie sterbend ihrer Mörderin,  
Im letzten Athemzuge  
Der Tochter und der Enkelin  
Am Grab des Vaters fluche?

Satime! Nein, für dich nun ist  
Kein Trost! Du bist verlassen!  
O Unglückselige! Du bist  
Von Welt und Gott verlassen — —

Gott! wäre dieser Fluch allein  
Nur über mich gesprochen!  
Was hat dieß Lamm, wie Engel, rein,  
Was hat mein Kind verbrochen?

Hier lieget sie, von Weinen matt,  
Die fluchbeladne Waise!  
Des Elends Schoos zur Lagerstatt;  
Des Todes Gift zur Speise! —

O hättest du vor deiner Flucht  
Aus meinem Eingeweide  
Herausgerissen mir die Frucht,  
Und hingeschleudert Beyde

In

In tiefsten Abgrund! Mich und Sie!  
 Daß der Verwesung Stätte  
 Kein menschlich Auge nie  
 Kein Wurm gefunden hätte! —

Sieh! wie ihr brechend Auge dräut,  
 Vor Gott dich zu verklagen!  
 Hör! wie sie laut zum Himmel schreyt:  
 Du Du hast sie erschlagen!

O fleug der Morgenröthe Flug!  
 Ihr Geist wird dich ereilen!  
 Wird um dein Lager laut genug  
 Des Nachts und Tages heulen!

Und stößt du an der Schöpfung Strand;  
 Und möchtest ruhig modern;  
 Er wird schon, wird von deiner Hand  
 Das Blut der Unschuld fodern!

Dort stell ich sie vor seinen Thron  
 An des Gerichtes Tage!  
 Dort zeuge sie vor Gottes Sohn,  
 Wenn alles Elends Klage

Zum nachtumhüllten Himmel stönt;  
 Wenn in die Wehn der Erden  
 Die Wage fürchterlich ertönt,  
 Daß wir gewogen werden; —

Wenn dann du dastehst, auch allein!  
 Ha! alsdann auch verlassen!  
 Dich Höllenfurcht, verdammt zu seyn,  
 Dich Gottes Schrecken fassen!

Und Flammenschrift zum Urtheilsspruch  
 Die Richter nun enthüllen;  
 Und wiederhallend Weh und Fluch  
 Die Donner Gottes brüllen:

Dann misch' ich Schrey'n der Greisenden  
 In diese Donnerwetter!  
 Und Wimmern dieser Säugenden!  
 Und Rache dann, Verräther!

Und Fluch! — — Gott der Barmherzigkeit!  
 Erbarmen! ach! Erbarmen! —  
 Der Rache Wuth riß mich zu weit!  
 Bergieb! Bergieb! — Erbarmen!

Nicht Fluch! — O Christ! du lehrtest mich  
 Für meine Feinde beten: —  
 Könnst' ich bey Gott mit Seufzern dich  
 Und Thränen noch vertreten:

So wandle jeder Tropfen Blut,  
 Der letzte sich in Zähren! —  
 Mein Elend, nur noch wenig Muth!  
 Wird lange nicht mehr währen;

Schon säuselt's von den Gräbern her,  
 Die Blum' herabzuwehen! —  
 Nur rette dich, Unglücklicher!  
 Vielleicht, daß heißes Flehen

Das Herz des Vaters endlich bricht;  
 Vielleicht, daß blut'ge Thränen,  
 Eh' er sich rüstet zum Gericht,  
 Den Mörder noch versöhnen!

J. S. S.

Nach

Nachrichten  
von  
Neuen Schriften.

Becken

von

Wittenberg

## Theologische Schriften.

Leipzig.

**P**redigten über die Würde des Menschen und den Werth der vornehmsten Dinge, die zur menschlichen Glückseligkeit gehören, oder dazu gerechnet werden, von G. J. Follikofer, Evang. reformirtem Prediger zu Leipzig. 2 Bände in groß 8. Bey Weidmanns Erben und Reich, 1783.

Die menschliche Natur wird im gewöhnlichen christlichen Unterrichte mehr von ihrer schlimmen, als guten Seite, mehr nach ihren Mängeln, als nach ihren Fähigkeiten und Vorzügen vorgestellt. Allerdings muß man sie von beyden Seiten kennen lernen, wenn man den Menschen und seine Bestimmung richtig beurtheilen will, und wenn man weder stolz noch muthlos, weder verwegen noch verzagt werden soll. Aber sie sollte eben sowohl auch, und noch mehr von der guten Seite betrachtet, ihre große erhabne Würde öfterer vorgestellt, und die Glückseligkeit, deren sie schon ist fähig ist, und von Zeit zu Zeit fähiger werden soll, gezeigt werden, um dadurch den Menschen zu erwecken, seiner großen Würde gemäß zu denken und zu handeln. Das Elend empfindet der Mensch von selbst; aber die Glückseligkeit, zu welcher er vorbereitet

bereitet

bereitet werden soll, fällt nicht in die Augen. Fehler und Mängel lassen sich nicht leicht verkennen und vergessen; aber Anlagen, die noch nicht ausgebildet, Fähigkeiten, die noch nicht entwickelt, Kräfte, die noch nicht in Thätigkeit gesetzt sind, die können leicht übersehen, und vernachlässiget werden. Und Mängel, die nach und nach gehoben und endlich gar aufgehoben werden sollen, die verdienen nicht so viel Aufmerksamkeit, als Fähigkeiten und Vorzüge, die nicht nur schon jetzt ein beträchtliches Uebergewicht vor jenen haben, sondern die ewig fortdauern und immer größer werden, immer mehr Vollkommenheit und Glückseligkeit wirken sollen. Auch würde gewiß der Mensch, der sich gewöhnt hat, sich mehr von dieser, als jener Seite zu betrachten, weit richtiger urtheilen, weit edler denken, weit besser und tugendhafter handeln, sich weit zufriedner und glücklicher fühlen, als derjenige, der das Gefühl seiner Niedrigkeit und Schwäche bey sich herrschend werden läßt. Und von dieser Seite stellt der Hr. Verf. den Menschen in diesen Predigten vor, die gewiß sonst ihren großen und mannichfaltigen Nutzen, vornämlich aber diesen haben werden, andre in Absicht auf diese Vorstellungsart zur Nachahmung zu reizen. Die erstern drey Predigten handeln von der Würde des Menschen; die übrigen insgesammt aber begreifen den Werth derjenigen Dinge, welche zur menschlichen Glückseligkeit gehören, oder dazu gerechnet werden; nämlich: Leben,

ben,

ben, Gesundheit, Reichthum, Ehre, sinnliches und geistiges Vergnügen, Andacht, Empfindsamkeit, Tugend, Religion, Unsterblichkeit, Gottesdienst, Einsamkeit, Geselligkeit, Geschäftigkeit, Handlung, Landleben, häusliches Glück, Freundschaft, bürgerliche und Religionsfreyheit, Gelehrsamkeit, Aufklärung der Menschen, Leiden und Trübsale u. s. w. In einem Anhange steht noch eine Friedenspredigt, eine Predigt gegen die Eitelkeit, und vom christlichen Lehramte. Von der Ausführung dürfen wir nichts hinzusetzen. Von einem Manne von so tiefen Einsichten, so großer Menschen- und Weltkenntniß, so langer geprüfter Erfahrung, und so ausgezeichnetem Character wird man nichts Gemeines vermuthen, und sich in seiner Vermuthung nicht getäuscht finden. Er ist auch in Absicht auf Gründlichkeit, Ordnung und Zusammenhang im Denken, Wichtigkeit des Inhalts, Wärme des Vortrags, und Stärke des Ausdrucks schon längst als das Muster unsrer Zeiten bekannt, das hierinnen Racheiferung verdient. Denn daß der Vortrag im Ganzen genommen, oder wenigstens in manchen Stellen philosophisch und schwer ist; darüber entschuldiget sich der Hr. Verf. selbst in der Vorrede, aber auf eine solche Weise, darinnen man ihm leicht Beyfall geben wird. „Ich habe, sagt er, das Glück, Zuhörer zu haben, von welchen die allermeisten einen solchen Vortrag ganz fassen und benutzen können. — Auch hat mich die Erfahrung gelehrt, daß selbst Leute

Leute von wenigen Kenntnissen und geringer Kultur aus einem solchen Vortrage, sobald ihnen derselbe nicht mehr fremde ist, noch immer mehr lernen, als aus einem in hebräischdeutscher Sprache abgefaßten und dem Schulsysteme genau angepaßten Vortrage, bey welchem sie gemeiniglich gar nichts denken. u. s. w.“

#### Ebendasselbst.

Eine bey Crusius schon 1780. erschienene Schrift wollen wir lieber etwas spät nachholen, als ganz mit Stillschweigen übergehen. Sie hat die Aufschrift: Zur Beförderung einer Gott wohlgefälligen Verwaltung des Predigtamtes, auf 120 S. gr. 8.

Der Verf. will, laut der Vorrede, nicht eine vollständige Anweisung, sondern nur einzelne Bemerkungen zur Verwaltung des evangelischen Predigtamtes liefern. In dieser Absicht handelt er denn in 5 Abschnitten von dem rechten Begriff vom Predigtamte und von der Absicht desselben; von der öffentlichen Predigt des Evangelii; von der Verwaltung der heiligen Taufe und des heiligen Abendmahls; von der besondern Sorgfalt für die Wohlfarth und Seligkeit der Zuhörer; von der Obrigkeit der Prediger, und ihrem Betragen gegen dieselbe. — Sollte man auch gegen manche Vorstellungen und Ausdrücke des Herrn Verf. mehr einzuwenden finden, als der Raum dieser Blätter

Blätter anzuführen verstatet, wie z. B. gegen feine Declamationen wider das moralische Predigen; sollte manches einzelne auch von Köppen über den Hauptzweck des Predigtamtes, von Spalding und andern schon besser vorgetragen worden seyn, oder sich von sich selbst verstehen: so sagt doch unser ungenannte Verf. im Ganzen genommen, auch manches gute und erbauliche; daher wir ihn denn der Prüfung und Nachlesung unsrer Leser empfehlen.

**Ebendasselbst.**

Kurzer Begriff der christlichen Glaubenslehre für die Catechumenen entworfen von L. Ch. Schmaßling, Inspector und Oberprediger zu Osterwieck. Bey C. L. Crusius 1780. 2 $\frac{1}{2}$  B. 8.

Nach der gewöhnlichen Ordnung unsrer meisten Dogmatiken, und ähnlicher Schriften, wird zuerst von den beyden Erkenntnißquellen Gottes, Nachdenken über die Natur (Gebrauch der gesunden Vernunft) und Offenbarung; dann von den Eigenschaften Gottes, den Engeln, der Vorsehung u. s. w. gehandelt. Besser, dächte Rec. hätte gleich Anfangs mehr von der Schöpfung der Welt, besonders dieser Erde und des Menschen gehandelt werden sollen. Auch hätte gleich bey den Glaubenslehren mehr Moral mit eingewebt werden können, wie es zum Theil bey der Lehre von den göttlichen Eigenschaften sehr gut geschehen ist. Die Erklärung

D

klärung

Klärung von einem Wunder, daß es sey, was keine Creatur verrichten könne; der Gedanke, daß die bösen Engel der Teufel und Satan heißen; und manches andre einzelne, dünken uns auch nicht ganz richtig zu seyn. Indessen dieses abgerechnet, haben uns diese Dogen ganz wohlgefallen.

### Ebendasselbst.

Zur Aufklärung der Volksreligion, ein Beytrag in Predigten. Bey Crusius, 1782. 452 Seiten in 8.

Die in dieser vortrefflichen Predigtsammlung abgehandelten Materien sind folgende: 1) Ueber Luc. 2, 22—32. Was denn eigentlich Gottesdienst sey? 2) über Röm. 13, 8—10. Wir Menschen sind alle untereinander, einer des andern Schuldner. 3) Ueber Col. 3, 12—17. Ein jeder Christ hat die Pflicht eines Lehrers auf sich. 4) In einem Bußtage, über Röm. 6, 1. 2. Daß Gott böse Menschen nicht in seinen Himmel aufnehmen könne, wenn er auch wolle. 5) Ueber Joh. 19, 31—37. Könnten die Juden wegen ihres Verfahrens mit Christo nicht entschuldiget werden, weil doch alles Gottes Wille war? 6) Ueber Apost. 10, 33—41. Warum ist Christus nach seiner Auferstehung nur seinen Jüngern, und nicht dem ganzen Volke erschienen? 7) Ueber 1 Petr. 2, 21 f. Was der leidende Christ in der Bibel der Natur für Unterricht finde? 8) Ueber Jac.

Jac. 1, 22— Ende. Wie wir Gott mit unsrer Zunge dienen sollen? 9) Ueber Apost. 2, 1—13. Daß die großen Thaten Gottes oft mit ganz verschiedenen Augen angesehen werden. 10) Ueber Apost. 10, 42—48. Ob auch wir den heiligen Geist noch empfangen? 11) Ueber Röm. 11, 33 f. Wer Gott dienet, der dienet eigentlich sich selbst. 12) Ueber 1 Joh. 4, 16— Ende. Wer ist denn mein Bruder? 13) Ueber Röm. 8, 18—23. Von dem Rechte der Menschen über die Thiere, und von dem Mißbrauche dieses Rechts. 14) Ueber Röm. 6, 19— Ende. Ob man das Böse wieder gut machen könne? 15) Ueber Röm. 8, 12—17. Wie wir uns besonders zur Verurtheilung als Schuldner Gottes betrachten müssen. 16) Ueber die Gesch. der Zerst. Jerus. Wie wir die Juden in unsern Tagen nach christlichen Grundsätzen beurtheilen und behandeln sollen. 17) Ueber 1 Kor. 15, 1—10. Ob man auch umsonst glauben könne? 18) Ueber Off. 12, 7—12. Von der Vorbereitung der Menschen zum Stande der Engel. 19) Ueber Eph. 4, 1—6. Einige gute Gedanken, bey Gelegenheit des vorhandenen Herbstes. 20) An dem Gedächtnistage eines großen Brandes, über Ps. 30, 6. Vom Zorne Gottes. 21) Ueber Eph. 5, 15—21. Vergleichung der gegenwärtigen und vergangenen Zeiten. 22) Ueber Eph. 6, 10—17. Welches ist denn eigentlich unser größter Feind? 23) Am Gedächtnistage der Reformation. Ueber 1 Theß.

5, 21. Prüfet alles, daß Gute behaltet. 24) Am Dankfeste, zu Ende des Kirchenjahres. Ueber Col. 1, 9—14. Ein fruchtbares Jahr muß dem Christen eine Aufmunterung seyn, auch fruchtbar zu seyn in guten Werken. 25) Ueber Matth. 26, 26—29. Von der Handlung, die Jesus zum Gedächtniß seines Todes gestiftet hat. 26) Ueber Röm. 3, 29. Von dem Geschäfte des heiligen Geistes an den Seelen der Nichtchristen. 27) Ueber Gal. 4, 1—6. Eine christliche Anweisung, den Gewinn und Verlust des vergangenen Jahres zu berechnen. Alle diese gemeinnützlichen Materialien sind in der fürs Volk erforderlichen Kürze, faßlich und einleuchtend abgehandelt. Der populäre Ton ist meist vorzüglich gut getroffen. Die gangbaren unrichtigen Vorstellungen in der Glaubenslehre, die der Sittlichkeit so gefährlichen, herrschenden Vorurtheile, die gewöhnlichen, falschen Urtheile bey unächten Christenthume, die bey so manchen Christen noch fortdauernden lieblosen Urtheile über die, so nicht unsrer Religion und Kirche zugehören, das alles hat der Verf. so gründlich und mit so belehrender Klarheit abgewiesen, daß wir diese Predigten in recht sehr vieler Christen Händen wünschten, und, da nun einmal die gewöhnlichen Texte an vielen Orten noch beygehalten werden, und das Volk nur Predigten auf diese Texte liest, gerne sehen würden, wenn über die übrigen evangelischen oder epistolischen Perikopen der Sonn- und Festtage, (denn einige dieser

dieser



dieser Predigten sind über die Evangelien, andere über die Episteln) ein zweyter Theil die Fortsetzung lieferte.

### Wien.

Zwo Predigten, gehalten bey Eröffnung des Protestantischen Gottesdienstes in der Hauptstadt Mährens. Den 25 und 26 December 1782. Bey J. F. Edlen von Schönfeld. 1783. 53 Seiten in 8.

Obgleich die Protestanten zu Brünn nur eine geringe Anzahl ausmachen, und aus Mangel hinlänglicher Unterstützung, noch kein eigenes Bethaus haben; sondern nur in einem Zimmer der dafigen Feintuchfabrik ihre Versammlungen halten können; so ist ihnen doch die Uebung ihres Gottesdienstes verstattet worden. Die beyden ersten Predigten, mit welchen ihr Lehrer, Hr. M. Rieke, denselben eröffnet hat, sind ganz dieser rührenden Veranlassung gemäß abgefaßt, und werden nicht ohne theilnehmende Bewegungen gelesen werden können. In der ersten über Luc. XI, 28. wird gezeigt, daß der Religionsunterricht ein unschätzbares Glück sey; in der zweyten aber wird über eben denselben Text von den Bedingungen gehandelt, unter welchen er ein solches Glück zu nennen sey. Daß eine Hauptabsicht der Bekanntmachung dieser Predigten, nämlich edel denkende Leser zu Beysteuern zum Kirchenbau dieser



Protestantischen Gemeine zu reizen, bey vielen erfüllt werden möge, das werden gewiß alle mit uns wünschen,

### Stücken.

Das Wesentliche der christlichen Religion, zum Gebrauch der niedern Schulen, von D. G. Fr. Seiler — Dritte gänzlich umgearbeitete Auflage 1783. 284 S. in 8.

Da uns keine besondere Vorrede belehrt, worinn die gänzliche Umarbeitung der gegenwärtigen Auflage bestehe, und da wir auch die ältern nicht bey der Hand haben, um es selbst durch Vergleichung zu entziffern: so können wir von dieser dritten nur an sich, wie wir sie vor uns haben, urtheilen, daß wir bey dem jetzt so verbesserten Vortrage der Christlichen Glaubens- und Sittenlehre, von einem Seiler, dessen Verdienste um die Ausbreitung der Religion wir sehr hochschätzen, noch weit mehr erwartet hätten. Der Hr. V. macht mit dem Artikel von Gott den Anfang; aber ohne beyde Erkenntnisquellen desselben, Nachdenken über die Natur und Offenbarung, gehörig zu bestimmen, ohne einen Hauptbegriff von Gott, etwa, wie es in den Schriften A. T. geschieht, als Schöpfer und Herrn der Welt, anzugeben, mischt er alles von Gott, seinen Wesen, Werken und Eigenschaften durch einander. Letztere werden in negative und positive; in wirkende und ruhende;  
in

in moralische und natürliche eingetheilt. — Die sowohl hier, als bey der folgenden Art beygefügtten Betrachtungen sind zwar erbaulich und nützlich, aber für den Zweck dieses Lehrbuchs zu weitläufig; denn sie füllen fast die Hälfte desselben. Nach den jedesmaligen Sätzen stehen eine Menge Beweisstellen; wobey wir aber oft eine bessere Auswahl und eine durchgängig verbesserte Uebersetzung oder Erklärung gewünscht hätten. So steht Röm. 1, 19. 20. ganz nach Luthers Uebersetzung da, obgleich  $\alpha\omicron\gamma\epsilon\alpha\tau\alpha$   $\tau\epsilon$   $\text{I}\epsilon\gamma$  besser hätten durch „der unsichtbare Gott“ übersetzt werden sollen. Daß Gott in seinem ganzen Wesen gut sey, darüber wird noch immer *Telesos* zum Beweise angeführt. Ueberhaupt wissen wir nicht, warum der V. bisweilen, um eine bessere Uebersetzung zu liefern, nur den Castellio, und nicht unter andern vorzüglich Zacharia biblische Theologie benutzen wollen. — Kraft des 28sten Satzes nennt man „das selbstständige Ding, dem das göttliche Wesen zukomme, eine göttliche Person u. s. w. — Das 2te Hauptst. handelt von der Schöpfung, Regierung und Erhaltung; das 3te von den Engeln; das 4te von der Beschaffenheit des Menschen vor dem Falle oder von dem göttlichen Ebenbilde u. s. w. Im Anhange wird 1) die Wahrheit der christlichen Religion bewiesen, und 2) zu allerlest, auf 3 Seiten, von der heiligen Schrift gehandelt.

## Siefen.

Unterricht zarter Kinder zur Seligkeit nach  
der Lehre Jesu, 40 S. in 8.

Diese Schrift ist in Frag und Antwort eingekleidet und zeigt in vielen Stellen die gute Absicht und Kenntniß des Verf. Ob aber die darin oft dargereichte Speise zarten Kindern dienen könne? ist eine andere Frage. Wenigstens scheint der Verf. die Gabe, mit Kindern in einem nach ihren Begriffen herabgestimmten Tone zu reden, nicht völlig zu besitzen; sonst würde in den Antworten viel mehr Präcision und Deutlichkeit herrschen und das gar nichts heißende: O Ja! — in alle Wege vermieden seyn. Bald sind die Fragen zu lang und dunkel, bald passen die Antworten nicht gehörig auf die Fragen. In dergleichen Unterrichte sollten doch wohl die Hauptbegriffe: Glaube, Seligkeit, Verdammniß ic. entwickelt werden; dieses fehlt aber ganz. Frage 22. heißt es: Das Gebet führet uns zu unsern Bedürfnissen; aber nein! umgekehrt, diese führen uns zu jenem. Unter den gar zu vielen Beweisstellen stehen, wie leicht zu vermuthen ist, auch unrichtige. So soll, nach Frage 56. Ps. 37, 25. Ich bin jung gewesen ic. beweisen, daß Gott den Gehorsam der Kinder segne. Haben wir aber nicht angemessnere, lichtvollere Stellen? Fr. 76. heißt es in der Antwort: Christus hat, die ewige Vollendung seiner Kinder zu befördern, die Sünde tra-

gen

gen wollen. Was bedeutet das in dem Munde zarter Kinder? Ueberdem gehört auch vieles in die mystische Theologie; z. B. Fr. 79. So wirst du mich einst zur Ruhe durch dein blutige Lebenthüren in den Himmel führen! Besonders aber gehört hierher das Gespräch Christi mit der Seele S. 36. Willkommen! meine Taube — ich küsse deine Wunden &c. Wie wahr ist also die Regel: Willst du Kinder unterrichten, so werde vorher selbst ein Kind, und verleugne dein System und deine Lieblingssprache.

### Düsseldorf.

Ueber die Pfarrenverwaltungen der Franziskanermonche, mit historischkritischen Anmerkungen. 1783. 112 S. in 8.

Laut des Vorberichts kommen die Anmerkungen aus der Hand eines Dritten, der sich einen Laien nennt, aber mit viel Feinheit und Laune bemerkt. In der Abhandlung selbst, die in einem den 16. Jul. 1782. geschriebenen Briefe besteht, murt ein Weltgeistlicher über die traurige Führung seines Schicksals, schon lange Jahre die Bürde eines Kapellans getragen zu haben, ohne die Hoffnung, eine bessere Unterkunft vor sich zu sehen, und suchet Trost an dem Busen seines Mitbruders. Dieser findet, nach einigen vorangeschickten Erörterungen, manche Klagen unbillig; wenigstens verbieten die Jesuiten, die bey Besetzung der Pfarr-

vacaturen den Weltpriestern vorgezogen werden wären, sein hartes Urtheil nicht, weil es unvermeidlich und traurig sey, daß die unschuldigen Glieder einer Gesellschaft leiden müssen, wenn über diese die verdiente Strafe einbricht. Ein junger geschickter Mann, der das Volk zu würdigen Christen und tüchtigen Unterthanen bildet, habe mehr Vorzugsrecht, als ein alter apostolischer Nichtling. Auch der Kirchnerath zu Trident wolle, daß, um die Kenntnisse der Competenten recht zu prüfen, Concurs angefaßt und unwissende Priester vom Lehramte Christi ausgeschlossen werden sollten Sess. 24, C. 12. und 18. Die Frage, ob die Pfarrenverwaltungen der Franziskanermönche im Vaterlande nicht wider Recht und Billigkeit liefen? beantwortet der Mitbruder mit Beweisen aus Gründen und Beyspielen, daß ein Mönch zur Seelsorge gar nicht taugte, indem er die schöne Moral Jesus in Labyrinth verwebe, seine eigne Producte mit dem Firniß der Religion anstreiche, und den Geist der Zwistigkeit und Verfolgung predige. Und da durch den Vorgang des weisen Josephs die beständigsten Fürsten Deutschlands die Mönche in ihre Gränzen zurückweisen würden: so werde auch sein Landesvater nicht der letzte darin seyn, indem ja scharfsehende Männer in ihre Intriguen eindringen, ihren Ordensallegorien das Kleid ausziehen, und den Regenten die Augen öffnen. Möncherey, heißt es endlich, ist keine Religion; der Landesherr verändert mit-

hin

hin nichts in der Religion, wenn er sie in ihre Klöster zurückweist. Ein Anhang liefert ein Manuscript: Vita et gesta Ioannis Ludovici, Princip. Nassovico-Hadamariensis, der sich im J. 1629. in Wien öffentlich zur kathol. Religion bekannte, und nach der Anmerkung des launichten Herausgebers lehrt, wieviel doch auf die Führer der Großen ankomme.

### Frankfurt und Leipzig.

Ueber Religion und Gottesdienst, Fragmente, aus den Papieren eines Freundes der lautern, noch durch keine polemische Künste verwirrteten Schriftwahrheiten. Virtute, non artibus, argumentorum ponderibus, non verborum contumeliis, 1783. 151 S. in 8.

In dem Vorberichte verspricht der Verf. gegen den sonderbaren Widersprechungsgeist eines sichern Schriftstellers, sich des Tons einer kalten und ruhigen Untersuchung zu bedienen; welches er auch gethan hat. Die Abhandlung selbst besteht aus folgenden 8 Abschnitten: 1) Religion, ihrenthalben gemachte äußere Anordnungen, und beyder Verhältniß zu einander. An und für sich selbst, heißt es, bedarf die Religion keiner Tempel, Priester und Ceremonien; diese aber sind Bedürfnisse der Menschheit, die ihren Weg zu höhern Kenntnissen und Gefühlen durch Empfindung nimmt. 2) Biblische Bedeutung der Wörter:  
Gott

Gott dienen und Gottesdienst. Nicht aus dem Originaltexte der heiligen Schrift, sondern aus der deutschen Uebersetzung desselben ist das Wort dienen genommen, wenn es von Menschen in Absicht auf Gott gebraucht wird. Gott dienen, heißt überhaupt thun, was Gott haben will; die erkannten Befehle Gottes durch äußerliche Handlungen vollziehen; das, was Gott befohlen hat, aus Furcht der (vor der) auf die Uebertretung gesetzte Strafe verrichten; alle seine Handlungen aus Ehrfurcht, Liebe und Gehorsam gegen Gott so einrichten, wie es der Unendliche haben will; überall aus seinen Vollkommenheiten Bewegungsgründe zu seinen Handlungen hernehmen etc. Die dem jüdischen Volke vorgeschriebene Gottesverehrung war durchaus knechtisch, nach Orten, Zeiten, Priestern und Gebräuchen. 3) Natur des newtestamentlichen oder christlichen Gottesdienstes überhaupt. Nach der Versicherung Jesu Joh. 4, 20 etc. sind die Tugenden des N. T. von der Vorschriftung dazu bestimmt, daß der Gott, als einem Geiste, allein würdige Dienst durch seine Religion ausgebreitet und der alte israelitische, größtentheils bloß mechanische aufgehoben werden solle. Hieraus leitet der Verf. sechs Wahrheiten, davon eine der vornehmsten ist: die religiöse Ehrfurcht oder die innere gute Gesinnung des Herzens gegen Gott und den Erlöser, und die äußerlichen Handlungen verhalten sich gegen einander wie Ursache und Wirkung; jenes nennt die heil. Schrift *εὐσεβεία*, Gott.

Gottseligkeit, Religion, Gottesdienst, und dieses *ἑνὸς ἔσοϋσιν*, Erweisung, d. i. Anwendung und Ausübung der Religion. 4) Natur des eigentlich so genannten neutestamentl. Gottesdienstes. Er ist eine aus überzeugungsvoller lebendiger Erkenntniß der höchsten, besonders aber in dem durch Christum gestifteten Erlösungswerke geoffenbarten Vollkommenheiten Gottes entsprungene religiöse Ehrfurcht vor Gott, verbunden mit der entschlossensten Bereitwilligkeit, den Willen des Ewigen in allen Stücken redlich zu erfüllen. 5) Natur des uneigentlich so genannten metonymischen Gottesdienstes. Unter diesem Namen sind alle und jede, innere und äußere Erweisungen unsrer religiösen Ehrfurcht gegen Gott begriffen. Man legt hier, nach dem Sprachgebrauche der heiligen Schrift, der Wirkung einer Kraft oder Ursache den Namen bey, den die Kraft selber führt, wodurch diese Wirkung hervorgebracht wird. 6) Verhältniß der Gnadenmittel und der Gebrauche derselben zum Gottesdienst. Als göttliche Anstalten sind die Gnadenmittel weder eigentlicher, noch uneigentlicher Gottesdienst, weil hier nicht der Mensch, sondern Gott wirkt; so wie auch nicht jede Anwendung derselben zum Vortheil der Menschen an und für sich selbst ein Gottesdienst ist. 7) Christliche Kirche; Dienst der Lehrer in der Kirche und Verhältniß beyder Stücke zum Gottesdienste. Das Herz und die Gesinnungen des Religionslehrers, die Absichten und Triebfedern, wornach er handelt,

handelt,

handelt, müssen hier entscheiden. 8) Uebereinstimmung der vorgetragenen Lehre mit der Ordnung, nach welcher Gott zu unsrer sittlichen Besserung und zu unserm Heil wirkt — Der Hauptsatz, von welchem der Verf. ausgeht, ist: Gott dienen heißt aus Antrieb der Liebe zu Gott seine Befehle in allem redlich befolgen, oder mit einem Worte: Religion haben, religiös seyn. Mit was für Aufmerksamkeit Rec. seine gelehrte Schrift gelesen habe, davon kann folgendes zum Beweise dienen. S. 16. legt der Verf. Gal. 4, 1. das Gleichniß Pauli von unmündigen Kindern aus; Rec. aber glaubt, daß der Apostel von demjenigen rede, was der Vater bey seinen Lebzeiten, zu einer von ihm selbst bestimmten Zeit thut, vergl. B. 2. S. 18. heißt die Stiftshütte ein Unterredungszelt, vermuthlich nach 2 B. Mos. 25, 22. warum aber nicht nach dem Hebr.  $\text{מִשְׁכַּן ה'}$  2 B. Mos. 28, 44. überhaupt und eigentlich: der (erste) gottesdienstliche Versammlungsort der Juden? (wo Gott seinen Verehrern von seiner besondern Gegenwart nähere Beweise gab) S. 19. wird von den Juden zur Zeit des Gesetzes gesagt: Um die innere Gestimmung der Seele, womit man dem Gesetze eine Gnüge that, bekümmerte sich der göttliche Gesetzgeber eben so wenig, als etwa weltliche Regenten, die weiter nichts, als äußere Beobachtung ihrer Befehle fordern. Wie kann doch dieses behauptet werden? Gott sprach ja schon zu Cain: wenn du fromm bist, wenn du  
den

den erforderlichen Opferdienst zc. mit frommer Gesinnung und willigem Gehorsam verrichtest; so bist du angenehm; vergl. 1 Sam. 16, 7. E. 29. umschreibt der Verf. bey der Stelle 1 Cor. 13, 2. die Worte: *εάν ἴχω προφητείας*, durch: wenn ich alles, was ich spräche, aus göttlicher Eingebung spräche. Allein warum sollte denn *προφητεία* hier nicht eben das bedeuten, was kurz vorher E. 12, 10. vergl. mit Röm. 12, 7. die Gaben, die Schriften der Propheten auszulegen? Auch gehört E. 80. Röm. 8, 14, 16. gewiß nicht unter diejenigen Stellen, in denen Geist Gottes den gebesserten Seelenzustand des Menschen anzeigt, wie B. 1. und 2. vielmehr ist augenscheinlich der heilige Geist anzunehmen. So weitläufig auch der Verf. die Distinction unter eigentlichen und uneigentlichen Gottesdienst entwickelt hat; so wird sie doch, wie Rec. glaubt, vielen nicht gefallen; weil dadurch die Sache, anstatt ein größeres Licht zu erhalten, mehr verdunkelt, ungewiß und streitig wird. Äußere religiöse Handlungen, selbst getrene Abwartung der Berufsgeschäfte, sind ja in der That wahrer Gottesdienst. — Heil übrigens dem Manne, dem es so sehr um Erleuchtung und Verbesserung zu thun ist! Der Liebhaber wird in seiner Schrift viel Unterricht und Belehrung finden.

Witten

## Wittenberg.

Am verwichenen 30sten May wurde im hiesigen größern Hørsale zum Andenken einer Waterschen milden Stiftung, von unserm Hrn. Adjunct Drasdo, der gedachtes Beneficium bisher genossen hatte, eine feyerliche lateinische Rede gehalten, de meritis Melanthonis in interpretandis scripturis sacris, zu deren Anhörung der diesmalige Decan der theologischen Facultät, Hr. D. Drasdo, nomine Rectoris, in einem Programm einlud, worinnen er de usu Pentateuchi Samaritani, a Kennicotto emendatius descripti, ad indicandam et emendandam Pentateuchi Hebraici receptam lectionem, ad exemplum Geneleos XLIX, handelte. Als der Hr. D. nach erhaltenem zweyten Theile des Kennicottischen Werks über den Gebrauch nachdachte, der sich von diesem mühsamen und kostbaren Werke zur Beurtheilung und Berichtigung der recipirten Lesart des hebräischen Textes machen lasse; so fiel ihm unter andern bey Vergleichung des Samaritanischen Textes mit dem Hebräischen bey, daß zu gedachtem Behufe über den Pentateuchum nichts dienlicher sey, als der Samaritanische Text, weil dieser in allen Lesarten, in denen die Alexandrinische Uebersetzung mit ihm übereinstimme, nöthwendig älter seyn müsse, als gedachte Uebersetzung, auch der großen und bekannten Feindschaft wegen, die die Juden gegen die Samariter, und diese haben,

gegen jene, von den ältesten Zeiten her geheget haben, sich gar nicht denken lasse, daß der Samaritanische Text zu irgend einer Zeit nach der recipirten Lesart des Hebräischen umgeformt worden sey; wozu noch komme, daß er den Text des Pentateuchums buchstäblich enthalte, und sich daher von seiner Uebereinstimmung mit dem recipirten Hebräischen Texte so wohl, als von seiner Abweichung von ihm, weit sicherer und zuverlässiger urtheilen lasse, als bey bloßen Uebersetzungen füglich geschehen könne. Um nun genauer zu erfahren, was sich von diesem alten Texte zur Beurtheilung und Berichtigung des recipirten hebräischen Textes für Gebrauch machen lasse; so hat sich der Hr. B. unter andern bemühet, über das 49te Capitel des ersten Buchs Moses, als einen der schwersten, und in beyden Texten sowohl, als in den alten Uebersetzungen, und allen von Kennicott verglichenen Codicibus auffallend abweichenden, eine sorgfältige Vergleichung beyder Texte anzustellen, und zugleich die alten Uebersetzer dabey zu Rathe zu ziehn, und ist eben in gedachtem Program gesonnen, die Gelehrten auf das Resultat seiner diesfalls angestellten Untersuchung aufmerksam zu machen. Zuerst handelt er von der Anzahl und Beschaffenheit der Samaritanischen Codicum, die Kennicott mit dem Samaritanischen Englischen Polyglotten Texte verglichen hat, und zeigt, daß man vor der Hand zur Beurtheilung und Berichtigung des recipirten Samaritanischen Textes nicht  
3 mehr

mehr verlangen könne. Hierauf vergleicht er diesen Text mit der Samaritanischen Polyglotten Uebersetzung, mit den siebenzig Dollmetschern, und mit allen von Kennicott verglichenen Hebräischen Codicibus, beurtheilt hieraus das wahre Alter aller Samaritanischen Lesarten, und setzt hierauf gewisse Regeln fest, nach denen die recipirte Lesart des Hebräischen Textes aus dem Samaritanischen mit Zuverlässigkeit theils beurtheilt, theils auch verbessert werden könne. Und hiermit beschließt sich diese Abhandlung, die bey anderer Gelegenheit erweitert werden soll, und die wir ihrer Wichtigkeit wegen allen Gelehrten, die sich mit der heiligen Kritik beschäftigen, zum eignen Nachlesen empfehlen.

Von eben diesem Verfasser schreibt sich auch das letzte Pfingstprogramm her, in welchem er die im vorigen Jahre angefangene Vergleichung der Weissagung Joels von der Ausgießung des heiligen Geistes mit der Petrinischen Auslegung fortsetzt und beschließt. Zuerst handelt er vom Zusammenhange gedachter Weissagung mit dem vorhergehenden und nachfolgenden, und entwickelt die dabey vorkommenden Schwierigkeiten; sodann bemerkt er die große Verschiedenheit aller alten und neuen Ausleger, der Christlichen sowohl als der Jüdischen, über diesen Text, und entdeckt zugleich die Ursachen davon. Hierauf geht er Petri Auslegung durch, und untersucht hierbey folgende Punkte: erstlich, ob sich der ganze Text Act. 2, 16—20.  
vom

vom Petrus, oder auch zum Theil von Lucas, herschreibe? fürs andere, wie Petrus Joels Weissagung verstanden habe? fürs dritte, woher Petrus diese Auslegung geschöpft habe? fürs vierte, ob sie sich mit Joels Texte vertrage? und endlich fünftens, ob wir als Christen genöthiget sind, sie für die wahre Auslegung des Joelischen Textes zu halten? Auch diese Arbeit des Hrn. D. empfehlen wir der Aufmerksamkeit unsrer Leser.

Ebendasselbst.

Historischphilol. Bemerkungen über den schwedischen Vortrag Pauli von der Philosophie, Kol. 2, 8. welche zum Drucke befördert hat M. J. K. Götzinger, Pfarrer in Sebnitz — Gedruckt bey Dürr 1782. 60 S. in 8.

Wer sich die Dedication des Hrn. G. nicht abhalten läßt, die Abhandlung desselben zu lesen, der wird hier gewiß einen Mann von ganz guten Kenntnissen finden. Es ist ihm unwahrscheinlich, daß der Ap. bloß den Mißbrauch der Weltweisheit, oder eine andere zu der Zeit im Schwange gegangene Sekte der griechischen Philosophen bezeichne; oder nach N. Michaelis Erkl. die morgenl. Philosophie bloß der Essäer verstehe; oder nach Gensel in diatr. philol. über diese Stelle, das Cerimonialgesetz und die Jüdische Theologie meyne. Er selbst findet hier die verschiednen Lehrgebäude der verderbten jüdischen Theologien, bey Pharisäern  
 3 2 und

und Essäern zugleich. In Ansehung der Schreibart könnte man hier und da einige Erinnerungen machen, z. E. wider den Ausdruck S. 35. okkulte Lehre. — Beschaulicher Beweis. Vielleicht wollte der Verf. anschaulich sagen. Man spricht auch nicht: rund behaupten, S. 34. u. s. w.

---

## Juristische Schriften.

Halle.

In der Hemmerdischen Buchhandlung sind jetzt hin zum Vorschein gekommen: Christoph Weidlichs, Rechtsconsulenten und Königlich Preussischen Justizcommissärs zu Halle, biographische Nachrichten von den jetztlebenden Rechtsgelehrten in Deutschland. Dritter Theil 384 Seit. in 8. ohne die Vorrede.

Da der rühmlichst bekannte Verfasser, nachdem er bereits die beyden ersten Theile seiner Nachrichten herausgegeben hatte, gar bald merkte, daß er verschiedene Schriftsteller, welche sich um die Rechtsgelehrsamkeit durch Schriften verdient gemacht, mit Stillschweigen übergangen habe, auch ihm dieserwegen verschiedene Erinnerungen gemacht worden: so hat er diesem Mangel in dem gegenwärtigen Theile mit lobenswürdiger Sorgfalt abzuhelfen gesucht. In der vorausgeschickten lesenswürdigen Vorrede werden theils verstorbene, theils  
noch

noch lebende Rechtsgelehrte des jetzigen Jahrhunderts angeführt, welche ihre Promotionsjubelfeyer erlebt haben; wobey zugleich die vorzüglichsten Lebensumstände der verstorbenen mit angezeigt werden. Da der Hr. Verf. sich bemühet, eine vollständige Nachricht von allen und jeden Rechtsgelehrten unserer Zeit zu ertheilen, so darf man sich eben nicht wundern, daß von vielen noch immer nicht alles merkwürdige vorkommt. Im übrigen ist auch hierbey der vorige Plan angenommen worden. Man findet in alphabetischer Ordnung die Lebensgeschichte der Rechtsgelehrten, nebst der Anzeige ihrer Schriften, kürzlich beschrieben. Bey allen Unvollkommenheiten, denen ein Buch von dieser Art immer unterworfen bleibt, ist man doch dem Hrn. Verf. für die unglaubliche Mühe, womit er diese Nachrichten gesammelt und bekannt gemacht hat, vielen Dank schuldig.

#### Ebendasselbst.

Herr Weidlich hat auch lezthin Nachträge, Zusätze und Verbesserungen zu dem ersten, zweyten und dritten Theile der biographischen Nachrichten von den jeztlebenden Rechtsgelehrten in Deutschland, nebst einem topographischen Register, herausgegeben, welche ohne die Vorrede und das Register, 360 S. in 8. betragen. Es wird hier eine Nachlese geliefert, welche Ergänzungen, Berichtigungen und Verbesserungen der in den drey

Theilen beschriebenen Rechtsgelehrten und ihrer Schriften enthält. Freunde der juristischen Literatur finden hier viele Nahrung für ihre Wissbegierde, und werden mit uns wünschen, daß es dem Hrn. Verf. gefällig seyn möchte, seine Nachrichten von Zeit zu Zeit zu ergänzen und immer vollständiger zu machen.

### Leipzig.

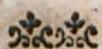
Im Weidmannischen und Reichischen Verlage sind in der letzten Messe erschienen: I. L. E. Püttmanni, Antecessoris Lipsiensis, Observationes iuris feudalis. 248 E. in gr. 8. nebst einer Vorrede.

Der verdienstvolle Herr Verf. erfüllt das Versprechen, wozu er bereits vor zwey Jahren Hoffnung gemacht hatte. Es werden hier verschiedene gelehrte Bemerkungen mitgetheilet, deren gründliche Ausführung den Beyfall der Kenner verdient. Sie sind folgende: I. Nova de feudorum origine tentamina. Der Ursprung der Lehne wird von den Wanderungen der Völker, welche ihre vorigen Länder verlassen und sich anderwärts niedergelassen haben, hergeleitet, und die Meynung, als ob selbige von den Franken, oder den Gränggüthern der Römer ihren Ursprung haben, bestritten. II. Nec semper, nec omnibus nexum placuisse feudalem. Da Lehnverbindlichkeiten mit verschiedenen Beschwerlichkeiten verknüpft sind,



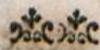
so wird aus der ältern und neuern Geschichte gezeigt, daß selbige nicht ohne viele Mühe und Umstände errichtet werden können, und auch wieder aufgehoben worden. III. De aetate collectionis iur. feud. Long. nec non iuris, quod vulgo Caesareum dicitur, itemque de Guntheri Ligurino sive carmine de rebus gestis Friderici I. Das Longobardische Lehnrecht ist nicht im Jahr 1158, sondern zwischen den Jahren 1158 und 1168 gesammelt worden. Von dem Alter des Kayserrechts giebt der Hr. Verf. verschiedene Meinungen an, ohne jedoch, wie wir gewünscht hätten, etwas zu entscheiden. Günthers Gedicht von Friedrich I, ist zu Ende des 12ten Jahrhunderts erschienen. IV. Iuris Romani in iur. feud. Longobard. vestigia. Es wird gezeigt, daß verschiedene Stellen des Longobardischen Lehnrechts als II. F. 1. II. F. 11. pr. II. F. 24. §. 9. II. F. 33. §. 4. II. F. 37. pr. II. F. 55. pr. II. F. 56. und II. F. 58. aus dem Römischen Rechte entlehnt worden. V. Nonnulla de vi expeditionum cruciatarum in rem clientelarem. Es wird eine Stelle aus Maiers Versuch einer Geschichte der Kreuzzüge und ihren Folgen, mit verschiedenen Anmerkungen beleuchtet. VI. De feudo aperturae s. aperibili. Der Lehnherr kann von dem Vasallen die Deffnung des Lehns nicht verlangen, wenn er sich dieses Recht nicht ausdrücklich bedungen hat. VII. De significato vocabuli Gotteslehen. Enthält die verschiedenen Bedeutungen des Gotteslehns, welches

vom Sonnenlehn unterschieden ist. VIII. Quid veniat appellatione des Becherlehens? Der Herr Verf. versteht darunter ein Lehn, welches bey der Investitur mittelst eines Bechers verliehen worden. IX. De feudo caballino, quod vulgo Klepperlehn vocant. Diese bereits gedruckte Abhandlung erscheint hier mit einigen Zusätzen vermehrt. X. Spicilegium de feudo fiduciario. Hierdurch wird die Schrift, welche der Herr Verf. im Jahr 1777. von dieser Materie herausgegeben, ergänzt. XI. De plegiis paralipomena. Da das Einlager noch gewöhnlich war, übernahmen öfters Vasallen, als Bürgen für ihre Lehnherren, ihre Verbindlichkeiten. XII. Feudi gratiae exemplum singulare. Es wird ein Lehnbrief, welcher die Herren von Beltheim, wegen ihres von dem Fürstlichen Hause Anhalt zu Lehn gehenden Guts Biedersee, betrifft, vom Jahr 1718. erläutert. XIII. De eo, quod inter feudum pecuniarium, pecuniam feudalem, pecuniam ex feudo solvendam, et constitutum feudale interest. Auch diese bereits vorher gedruckte Abhandlung hat hier Zusätze erhalten. XIV. De fundo censuali et laudemiali nonnulla. Es wird gezeigt, wie ein Zinslehn von demjenigen, welches Lehnwaare zu entrichten hat, unterschieden sey. XV. De investitura conditionali s. provisionali. Bisweilen wird jemand nur vorläufig in possessorio belehnet, bis der Hauptstreit wegen der Lehnsfolge in petitorio endlich entschieden werden kann. XVI. Exem.



**Exempla** quaedam litterarum investiturae antiquiora. Es wird hier ein Lehnbrief, welcher im Jahr 1207. in Deutschland ausgefertigt worden, mitgetheilt. XVII. De simultanea investitura iure proprio et sine consensu possessoris feudi impetrata. Es wird hier Siegel wider die Meynung der Gegner vertheidigt. XVIII. De iure heredum vasalli offerendi simultanee investandos. Ist eine bereits bekannte Abhandlung des Hrn. Verf. XIX. Nonnulla de necessitate renovationis simultaneae investiturae Saxonicae. Eine hier bekannt gemachte Stelle aus den, bey dem letztern Landtage eröffneten Resolutionen der angebrachten Beschwerden, macht diese Bemerkung wichtig. XX. Simultaneae investiturae renovatione ab uno ex simultanee investitis neglecta, an consolidationi temporariae locus sit? Ein hier von 1777. mitgetheiltes Rescript wird Sächsischen Rechtsgelehrten angenehm seyn. XXI. De superexpectantia. Enthält ein Beyspiel von einem auf den Fall, wenn der Anwartschafter mit Tod ohne Lehnserben abgegangen, belehnten Vasallen. XXII. Liberos per subsequens matrimonium legitimatos in feudis haud succedere. Schorchts Meynung von der Unfähigkeit der Mantelkinder zur Lehnsfolge wird vertheidigt. XXIII. Feminae an in feudo femineo succedant? Wird verneinet. XXIV. Sola absque simultanea investitura communio an ad successionem in feudo sufficiat? Der Grund der Erbfolge ist von der

ersten Belehnung herzuleiten, welcher nachher durch die Gemeinschaft erhalten wird. XXV. De praerogativa coinvestitorum s. feudi possessorum prae simultanee investitis. Mitbesitzer des Lehns gehen den Mitbelehnten bey der Erbfolge vor. XXVI. De terminis in fructuum feudi distributione ex praescripto iur. Long. II. F. 28. §. 3. servandis. Es wird die Meynung, daß ehedem die Franken das Jahr vom März zu rechnen angefangen haben, außs neue bestätigt. XXVII. Arbores exoticae, quas vulgo Orangerie vocant, ad feudum, an ad allodium pertineant? Es wird behauptet, daß die Orangerie den Lehnerben zu Theil werde. XXVIII. De tutela fructuaria. Der Hr. Verf. erörtert hier insbesondere die Frage, ob die Vormundschaft erlauchter Personen noch heut zu Tage mit der Nutzung des den Pflegbefohlenen zuständigen Vermögens verknüpft sey? XXIX. De paribus nonnullis reipublicae ministri et vasalli iuribus. Bisweilen haben Minister und geheime Räte die Vorzugsrechte der Vasallen. XXX. Exemplum novissimum transvectionis (des Borritts) in Lusacia sup. Am 3ten April 1780. hat der Herr von Schönberg auf Steinitz und Kolbitz, den Borritt feyerlich verrichtet. XXXI. Ministeriales fundos suos alienaturi an necesse habuerint eosdem antea dominis suis in feudum offerre? Wird verneinet. XXXII. De eo, quod inter bannum feudale primarium (ban et arriere-ban) inter-



interess. Unter dem Bann ist die gewöhnliche Aufforderung der Vasallen, unter dem Arrier-Bann aber diejenige, welche in Fällen der Noth, auch bey andern Personen geschehen, zu versehen. XXXIII. De nexu feudali in Anglia regnante Carolo II. quodammodo sublato. Die hieher gehörige Constitution wird ihrem Inhalte nach, angeführt. XXXIV. Quatenus nexus feudalis in terris Brandenburgicis sublatus sit? Die Märkischen Lehen sind zwar in Rücksicht auf den Lehn-herrn aufgehoben worden; allein sie haben in An-sehung der Vasallen noch ihre vorige Eigenschaft behalten. XXXV. De qualitate caussarum feu-dalium nonnulla ex iure Sax. Elect. Einige hier angeführte landesherrliche Rescripte erläutern diese Materie. XXXVI. Super vero verborum nonnullorum feudaliu significatu. Ist ein nützlicher Beytrag zum Verstand der in Lehnrech-ten vorkommenden Wörter. XXXVII. Quaedam iuris clientelaris singularia atque paradoxa. XXXVIII. Variæ Observatiunculæ. Die be-kannte Belesenheit des Hrn. Verf. leuchtet auch aus diesen Bemerkungen allenthalben deutlich hervor.

### Ebendasselbst.

Repertorium des deutschen Staats- und Lehn-rechts, ehemals von einer Gesellschaft ungenann-ter Gelehrten mit einer Vorrede des Herrn Buders herausgegeben, nunmehr aber mit Zusätzen und  
neuen

neuen Artikeln weit über die Hälfte vermehrt und durchaus verbessert von D. Heinrich Gottfried Scheidemann, der Rechtsgelahrtheit ordentlichem Lehrer in Jena, und verschiedener Gesellschaften Mitglied. Zweyter Theil F—K. 720 S. in gr. 4. Bey Weidmanns Erben und Reich. 1783.

Der gelehrte Herr D. Scheidemann verdient wegen der Ausarbeitung dieses zweyten Theils, welcher nur wegen seiner verneuerten Unpäßlichkeit etwas später erscheint und an der Bogenzahl etwas schwächer geworden ist, eben den Beyfall, den der erste Theil seiner neuen Ausgabe dieses nützlichen Werks erhalten hat. Wer den Umfang des deutschen Staats- und Lehnrechts hinlänglich kennt, und dabey erwägt, wie viel Arbeit und Mühe es erfordert, dergleichen Gegenstände systematisch zu bearbeiten, und zu dieser Absicht eine Menge alter und neuer Schriften durchzugehen, in welchen oft weder Theorie noch praktische Nachrichten zu finden sind, der wird den würdigen Herausgeber wegen der noch übrig gebliebenen Mängel und Unvollkommenheiten seiner Arbeit gewiß entschuldigen. Die Erinnerungen gelehrter und billig denkender Männer hat er durchgängig zu nützen gesucht, und daher auch in der Vorrede nicht unerhebliche Anmerkungen und Zusätze sowohl zu dem ersten, als auch zu dem gegenwärtigen Bande geliefert. Und weil seine nützliche und mühsame Arbeit im 7ten St. der Gießenschen Jur. Bibliothek sehr unbillig beurtheilt worden war; so hat er es für nöthig

thig

thig erachtet, sich gegen diesen Recensenten in einer, besondern, auf 29 Quartseiten abgedruckten Schrift zu vertheidigen. Sie führt den Titel: D. S. G. Scheidemantels Schreiben an die Staats- und Lehnrechtsgelehrten in Deutschland, die Recension, welche in der neuesten Jurist. Bibliothek, 7 St. Gießen 1781. wider die 2te Ausgabe des Repertoriums des deutschen Staats- und Lehnrechts von einem Ungenannten ist eingerückt worden, betreffend. Leipzig 1782.

### Ebendasselbst.

Zu Anhörung der Rede, womit lezthin der Hr. Oberhofgerichtsassessor D. und Prof. Johann Adam Gottlieb Kind das ihm gnädigst anvertraute Lehramt des Sächsischen Rechts angetreten, hat selbiger in einem Anschlage von 7 Bogen de Speculi Saxonici usu et auctoritate gehandelt.

Die Frage, ob und in wie weit der Sachsen- Spiegel heut zu Tage in Entscheidung rechtlicher Streitigkeiten gebraucht werden könne, hat große Uneinigkeit erregt, da einige dessen Ansehen zu weit ausdehnen, andere hingegen selbiges zu sehr einschränken. Der gelehrte Herr Verf. hat daher eine nützliche Bemühung unternommen, und den eigentlichen Werth dieser, den Kennern des deutschen Rechts sehr schätzbaren Sammlung, aus richtigen Quellen genauer zu bestimmen gesucht. Zuerst werden die Hauptquellen, woraus diese Sammlung

lung

lung entstanden, kürzlich angezeigt. Es wird zugleich bemerkt, daß solche anfänglich das Ansehen öffentlich bekannt gemachter Gesetze nicht gehabt habe, wenn sie gleich in einigen Urkunden unter der Benennung des Kayserrechts vorkömmt. Auch pflichtet der Herr Verf. der Meynung, als ob selbige Kayser Friedrich II. ausdrücklich bestätigt habe, aus guten Gründen, nicht bey. Inzwischen hat selbige doch ein allgemeines Ansehen nicht bloß in den ehemaligen Sächsischen, sondern auch in andern auswärtigen Provinzen erlangt, und es werden verschiedene Beispiele von rechtlichen Entscheidungen, welche auf das Sächsische Landrecht gegründet worden, angeführt. Die Ungewißheit der Rechte, welche in mittlern Zeiten in Deutschland herrschte, und der noch nicht angenommene Gebrauch ausländischer Gesetze beförderten das Ansehen des Sachsenspiegels, welches auch aller entgegengesetzten Bemühungen ohnerachtet, nicht unterdrückt werden können. Vielmehr ist solches theils durch den Gerichtsbrauch, theils aber durch neuere Landesgesetze befestigt worden. Bey Beurtheilung der Frage, ob die Neptovische Sammlung heut zu Tage ein gerichtliches Ansehen habe, ist vorzüglich auf die Observanz und die Landesgesetze, welche selbige zum Theil ausdrücklich bestätigt haben, Rücksicht zu nehmen. Hat selbige aber gleich in vielen Materien gegenwärtig keinen praktischen Nutzen, so leistet sie doch zur Kenntniß des Sächsischen Rechts große Vortheile.

Der

Der Herr Verf. hat diesen wichtigen Gegenstand deutlich und gründlich entwickelt.

### Zena.

Initia Philosophiae Iusti seu Iuris Naturae, socialis et Gentium, scholae suae scripsit Ioan. Aug. Henr. Ulrich. 1783. 8.

Ob es nicht nützlicher wäre, nur einzelne Lehren des Naturrechts aufs neue und vollständiger zu bearbeiten, anstatt neue große Lehrbücher darüber zu verfertigen? Diese Frage scheint der Verfasser dieser, vor uns liegenden Anfangsgründe des Naturrechts, in denen wir übrigens viel Gutes und Lesenswürdiges gefunden haben, nicht an sich selbst gethan zu haben, da er doch, laut der Vorrede, in der Bekanntmachung seiner Anfangsgründe aufgehalten worden ist, und mithin Zeit genug dazu gehabt hätte. So wie man in den neuern Zeiten durch den genauen Unterschied zwischen Naturrecht und Moral das Erstere in engere Gränzen gebracht hat, eben so könnte auch selbst, dieses natürliche Zwangsrecht vielleicht noch um ein großes verkürzt werden, wenn man einige Lehren, die nur der Gewohnheit wegen als Lehren des natürlichen Zwangsrechts betrachtet werden, daraus entfernte, andere hingegen kürzer zu behandeln anstiege. Darum aber war es dem Herrn Ulrich nicht zu thun, der größtentheils Achenwalls, Höpfners und einiger anderer Grundsätze nebst seinen eignen vortra-

vortragen wollte. Nach vorausgeschickten Vorbe-  
 reitungssätzen, die im Ganzen von Achenwall und  
 Höpfner nicht sehr abgehen, handelt Hr. U. in dem  
 Ersten Abschnitte seines Buchs vom Stande der  
 Natur nach der gewöhnlichen Eintheilung. Ver-  
 schlimmere nicht die Sitten des Andern! ist  
 Hrn. U. §. 137. auch ein Gesetz des natürlichen  
 Zwangsrechts in dem ursprünglichen Stande der  
 Natur. In dem nicht ursprünglichen Stande der  
 Natur wird unter einem besondern Titel, Seite  
 131. von der ursprünglichen Erlangung des Rechts  
 an eine gewisse Person gehandelt, die schwerlich  
 hier statt finden möchte; unter die Verträge wird  
 §. 280. auch der Lehnvertrag gerechnet; nach  
 dem §. 297. soll der Erbe, Kraft des Naturrechts  
 die Schulden nicht zu bezahlen haben, die die Erb-  
 schaft übersteigen. Das Gegentheil behauptet  
 Höpfner von demjenigen Erben nämlich, der sich  
 ohne alle Einschränkung für den Erben erklärt hat.  
 Der zweyte Abschnitt enthält das allgemeine Ge-  
 sellschaftsrecht, worauf in dem dritten Abschnitte  
 das Recht der häuslichen Gesellschaften folgt. Da  
 nach philosophischen Grundsätzen die elterliche Ge-  
 walt das Recht in sich schließe, die Kinder zu ei-  
 ner gewissen Lebensart anzuhalten, wie der Ver-  
 fasser §. 444. anzunehmen scheint, wäre wohl  
 noch zu bezweifeln, eben so wie das Recht in die  
 Ehen der Kinder einzuwilligen, das Hr. U. den  
 Eltern ebendasselbst beylegt. Die Ehen der Kinder  
 sind ja, an und für sich selbst betrachtet, noch  
 keine

keine Aufhebung der elterlichen Gewalt; die Aufhebung dieser Gewalt aber ist freylich etwas, das ohne der Eltern Einwilligung nicht vor sich gehen kann. Dem §. 457. zufolge soll es gebohrene Sklaven geben, oder sollen die Kinder der Sklaven ebenfalls Sklaven seyn. Achenwall's und Höpfner's Meynung darüber scheint gegründeter zu seyn. Der vierte Abschnitt ist dem allgemeinen Staatsrechte gewidmet. In dem §. 477. werden nur zwey Verträge, nämlich der Vertrag der bürgerlichen Vereinigung und der Vertrag der Unterwerfung bey Errichtung eines Staats, welche allein auch hinreichend sind, als notwendig angeführt. Ueber die Tortur erklärt sich Hr. U. §. 350. also, daß sie allerdings entbehrlich, daß aber, wo sie einmal angeordnet, es nicht rathsam sey, sie mit einmal aufzuheben, ohne ein Geheimniß daraus zu machen, sondern daß der Fürst das Recht, auf die Tortur zu erkennen, sich vorbehalten solle. Das allgemeine Privatrecht wird vom Hrn. U. verworfen, so wie vom Achenwall und Höpfner; gleichwohl aber in einem eignen Kapitel das Privatrecht der Fürsten vorgetragen. Das allgemeine Völkerrecht endlich in dem fünften, und das allgemeine Kirchenrecht in dem sechsten Abschnitt macht den Beschluß. Noch verdient es einige Bemerkung, daß Hr. U. sehr besorgt um die Bestimmung zu seyn scheint, in wie weit das Zwangsrecht ausgeübt werden dürfe §. 57. in der beygesetzten Note; da doch dieser

Zweifel sehr bald verschwindet, sobald man erwägt, daß eine jede gewaltsame Behandlung auf gleiche Weise zu erwidern, nach dem natürlichen Zwangsrechte auch dem Beleidiger nicht untersagt, sondern vielmehr gebothen ist.

### Wittenberg.

Um die Doctorwürde zu erlangen, vertheidigte am 9ten December des vorigen Jahres ohne Vorgesitz Herr Johann August Ludwig Menke, aus Wittenberg, seine Inauguralschrift von 3 Bogen: *de Iudaeo iurisiurandi suppletorii haud incapace*. Sowohl nach gemeinen als Sächsischen Rechten liegt einem Richter die Pflicht ob, den Beweis streitender Partheyen zu unterstützen und zu ergänzen. Er kann daher bisweilen auch vermöge seines Amtes, einen Erfüllungseyd zuerkennen. Dieses findet auch in dem Fall, wenn ein Jude mit einem Christen in Proceß verwickelt wird, statt. Die Einwürfe der Gegner, welche theils von der Unfähigkeit zum Zeugnisse, theils von der Verschiedenheit der Religion, dem Verdachte des Meineydes, und der Ehrlosigkeit hergenommen sind, werden hierbey genauer geprüft und widerlegt. Insbesondere aber wird hierbey das Vorurtheil, als ob Juden für ehrlos zu achten, mit Grunde bestritten. Am Ende wird noch die Frage untersucht, in welchen Fällen ein Jude zu dem Erfüllungseyd zu lassen sey, und ein von der Juristenfacultät allhier gesprochenes Urthel beygefügt.

Der

Der damalige Dechant, der Herr Hofgerichtsaffessor D. und Prof. Martin Gottlieb Pauli, erörtert in einem Anschlage von 2 Bogen die Frage: an infidiae, vitae structae, iusta sint divortii causa?

Nach dem römischen Rechte ist diese Frage zu bejahen. Allein in neuern Zeiten hat die Beantwortung dieser wichtigen Frage Zweifel verursacht. Die ansehnlichsten Theologen und Rechtsgelehrten nahmen eine buchstäbliche Erklärung an und gestatteten die Ehescheidung bloß wegen des Ehebruchs und der bösslichen Verlassung. Der Herr Verf. behauptet, daß diese Meynung etwas zu harte sey, und die Trennung der Ehe auch aus der Ursache, weil ein Ehegatte dem andern nach dem Leben getrachtet, statt habe. Er unterstützt seine Meynung durch ein von dem Appellationsgerichte ertheiltes Urthel, welches am Ende beygefügt worden.

---

### Historische Schriften.

Lemgo.

Im Verlage der Meyerschen Buchhandlung ist der Neunte Theil von des Hrn. Consist. Rath Walchs Neuesten Religionsgeschichte, auf 546 Seiten in gr. 8. vor einigen Monaten aus Licht getreten.

Ma 2

Suber.

Zuverlässigkeit, Mannichfaltigkeit und Wichtigkeit von Nachrichten, verschaffen diesem Werke noch immer einen besondern Vorzug; zumal da man in demselben auch ausländische kirchliche Begebenheiten mit gleicher prüfenden Aufmerksamkeit beschrieben findet. Hier folgt der Inhalt dieses neuen Theils. I. Der Evangelischen im Königreich Ungarn neueste an J. K. Maj. übergebene Vorstellung ihrer Religionsbeschwerden, und die darauf ertheilte allergnädigste Resolution; letztere sowohl im lateinischen Original, als übersetzt. (S. 1—66. Die Vorstellung, welche nicht so allgemein bekannt ist, als die Kayserl. Resolution, kann als ein Muster einer eben so freymüthig, gründlich und nachdrücklich, als Ehrfurchtsvoll abgefaßten Bittschrift dieser Art angesehen werden. Unter andern zeigen die Protestanten darinnen, daß sie den Schutz des Fürsten noch mehr verdienen als diejenige Religionsparthey, welche Macht und Reichthum, Pflicht und Ansehungen, (Anhänglichkeit) Gewissen und Abhängigkeit mit einem fremden Herrn theilt. II. Nachricht von Sr. Maj. des Kaisers in Kirchensachen ergangenen Verordnungen, welche unter gewisse Classen und Abtheilungen gebracht sind, auch mit verschiedenen Beylagen bis S. 240. Alles zusammenhängender und genauer, als in andern periodischen Schriften. III. Nachricht von der über des Hrn. Etatsrath Hennings Olavides entstandenen Streitigkeit, gezogen aus der Sammlung

lung

lung der darüber herausgekommenen Schriften, bis S. 300. Am Ende wird eine ausführliche, und wie wir glauben, fast durchgängig gegründete und gemäßigte Beurtheilung des Streits beygefügt. IV. Beyträge zu der Nachricht vom gegenwärtigen Zustande der Taufgesinnten oder Mennoniten, besonders von ihrem Lehrbegriffe; von dem Mennonit. Lehrer, Hr. Rabusen. S. 301—318. V. Nachricht von einer in den vereinigten Niederlanden entstandenen Streitigkeit über verschiedene Religionsfragen. Eine Ergänzung der in der N. deutsch. Bibl. B. 29. S. 600 fg. und B. 44. S. 610 fg. enthaltenen Nachricht von Hr. Past. Kürz, der an diesem Streite einen Hauptantheil hatte; wiederum mit lehrreichen Anmerkungen des Hrn. W. VI. Von der Kurmainzischen Aufhebung eines Karthäuserklosters und zwey Nonnenklöster, zur Verbesserung (der Einkünfte) der Universität zu Maynz. VII. Nachricht von der Wiehrlischen Verketzerungsgeschichte, und der dadurch veranlaßten Streitigkeit. S. 407—499. So bekannt diese Händel sind, und so oft sie schon beschrieben worden; so wird man doch die gegenwärtige Nachricht desto lieber lesen, weil sie dieselben aus dem besonders merkwürdigen Gesichtspunkte betrachtet, daß sich bey Gelegenheit derselben viele Aufklärung und Freymüthigkeit in einem Theil des katholischen Deutschlands offenbarte. VIII. Neueste Urkunden zur Geschichte der Bulle Unigenitus. Ein päpstliches Breve

sagt dasjenige dem Bischof von Brixen wegen dieser Bulle, was der Pabst dem Kayser selbst nicht sagen durfte; die Antwort des Bischofs ist aber standhaft genug. IX. Nachricht von den im Königreiche Dänemark getroffenen Anstalten zur Verbesserung des Unterrichts in den Schulen und auf der Universität zu Kopenhagen, von Hr. D. Valle, adjungirten Bischof von Seeland. X. Beyträge zum 1sten und 7ten Artikel dieses Bandes.

### Halle.

In der Hemmerbschen Buchhandlung ist ans Licht getreten: M. Johann Heinrich Zopfens, Direktors des Gymnasii zu Esen, Grundlegung der Universalhistorie. Verbessert, und bis zum Jahr 1782. fortgesetzt von M. J. E. Fabri, Inspektor der Königl. Freytsche, und Sekretär der Naturforschenden Gesellschaft in Halle. 1782. 472 S. in 8. ohne Vorrede und Register, zusammen ohngefähr 4 Bogen.

Niemand zweifelte beynah mehr daran in unsern Zeiten, daß Zopfens Lehrbuch der Universalhistorie eben so sehr einer Hauptverbesserung bedürfe, als die Compendien eines Freyer, Curas, u. a. m. Wir unsrer Seits haben es immer für eines der schlechtesten gehalten: und der Beweis den Hr. M. Fabri führt, es müsse doch zum Unterrichte ganz bequem gefunden worden seyn, weil  
so



so viele berühmte Schulmänner so lange Jahre hindurch es dazu gebraucht hätten, und dadurch siebenzehn Auflagen nöthig geworden wären, beweiset weiter nichts, als daß auch elend zusammengestoppelte Schulbücher, weil man sich einmal an dieselben gewöhnt hat, und keine bessern vorhanden sind, lange Zeit im Besitze der Herrschaft' bleiben können. Allerdings giebt Hr. F. eine Menge Fehler in dem gedachten Buche zu, und führt auch Beyspiele genug davon an. Doch glaubt er, die in die Augen fallenden Abtheilungen, und die ganze Ordnung desselben, wären wohlgerathen. Er hat daher auch diese meistens beybehalten; hingegen bey der ihm aufgetragenen Umarbeitung des Buchs, folgendes geleistet. Vieles was in eine Univ. Hist. für Schulen gar nicht gehört, hat er weggelassen; dafür manches Unentbehrliche, z. E. von ganzen fehlenden Nationen hinzugesetzt; die Anzahl der falschen Erzählungen möglichst vermindert; das Ganze in ein besseres Verhältniß gebracht; Kleinigkeiten im Ausdrücke geändert, und manches zu gedäht vorgetragene in die Enge gezogen. Durch alles dieses hat ohne Zweifel das Buch viel gewonnen; aber wir wundern uns doch sehr, daß ein Mann von den Einsichten des Hrn. F. ihm nicht einen weit höhern Grad von Brauchbarkeit zu geben gewußt hat. Methode im Allgemeinen, und einzelne Erzählungen, haben noch sehr viel Fehlerhaftes oder Unnützes und Unzweckmäßiges an sich. Noch herrscht kein zusammen-

hängender historischer Vortrag in dem ganzen Buche; sondern es wechseln Paragraphen, Nummern, tabellarische Unterabtheilungen, u. dgl. m. mit einander ab. Noch wird die Geschichte des sogenannten Alten Testaments (ein unschicklicher Ausdruck, den man doch endlich einmal weglassen sollte,) nach Perioden beschrieben, die blos aus der Israelitischen Geschichte genommen sind; und die Gründe, mit welchen Hr. F. dieses vertheidigt, überzeugen uns nicht, da eine Univ. Hist. auch hier in ihrem Begriffe getreu verbleiben muß, daß sie im allgemeinen Entwurfe, so viel möglich, die Begebenheiten aller Hauptnationen miteinander verbindet. Noch wird gefragt: Woraus hat Gott die Welt geschaffen? und darauf geantwortet: „Aus Nichts schuf Gott das Chaos, oder materiam primam, welche Moses Himmel und Erde nennt; aus dem Chaos sind hernach alle übrige Dinge geschaffen.“ Noch werden die Schöpfungswerke und die Aegyptischen Plagen in lateinischen Versen vorgestellt. Ganze vollständige Reihen von Kaysern, Königen, Päbsten, die unbemerkungswürdigsten für eine Allgem. Weltgesch. eben sowohl als die merkwürdigsten, stehen noch Seitenlang nach einander. Vom Julian wird noch gesagt: mit dem Zunamen, der Abtrünnige. Es kommt viel von Ketzern, theologischen Streitigkeiten und Concilien vor; es wird sogar bemerkt, daß es über die Todesart des Arius verschiedene Urtheile gebe; daß ein christlicher

Schrift-



genannt, weil sie einige besonders merkwürdige Nachrichten und Urkunden enthalten. Dahin gehören, außer der Fortsetzung und dem Beschluß des trefflichen Erzbisch. Salzburgischen Hirtenbriefs, einige Briefe des P. Pius VI. an den Kayser; sehr viele K. K. Verordnungen in Kirchensachen; Nachrichten von einigen neuen Evangelischen Bethäusern in den K. K. Landen; vom Zustande der Evangel. Luth. Gemeinde zu Genf; der Briefwechsel zwischen dem Kurfürsten von Trier, und dem Kayser; endlich eine ausführliche Nachricht von dem berühmten Schwärmer Rosenfeld. Letztere ist zwar eigentlich aus der Berlinischen Monatschrift eingerückt. Da aber der Herausgeber von den Actis Hist. Eccl. jenen vorgebliehen neuen Messias in seiner frühen Jugend gekannt hat: so hat er erläuternde Anmerkungen beygefügt, die sowohl zur Beurtheilung seines Charakters dienen, als auch Umstände seines Lebens berichtigen.

### Potsdam.

Horvath hat drucken lassen: Geschichte Ludwigs von Bourbon des Zweyten, Prinzen von Condé, ersten Prinzen von Gebüt, mit dem Zunamen der Große. Erster Band mit 6 Plans. Aus dem Französischen des Hrn. Desormeaux. 1783. 276 S. in gr. 8. Zweyter Band, 328 Seiten.

Einen

Einen der größten Feldherren des vorigen Jahrhunderts und der neuern Zeiten überhaupt, würdig zu beschreiben, zugleich dabey die Erwartung von Geschichtkennern und von Kriegsverständigen zu erfüllen, aber auch das ihm schuldige Lob nicht auf Kosten der Wahrheit zu erweitern, war eine schwere Unternehmung. Hr. D. gesteht selbst, daß seine Vorgänger in dieser schriftstellerischen Arbeit, du Buisson und Coste, ein trauriges Schicksal gehabt haben. Er versichert, um für die Richtigkeit und Vollständigkeit seiner Nachrichten ein günstiges Vorurtheil zu erwecken, daß er nicht allein die ungeheure Menge von Mémoires, welche unter Ludwigs XIV. Regierung erschienen, durchgelesen, sondern auch alle Handschreiben des Hotels von Conde' und der königlichen Bibliothek durchsucht habe, die auf seinen Gegenstand Beziehung hatten. Er hat alle diese Quellen am Rande sorgfältig bemerkt. Er hat auch die Fehler und Vergehungen seines Helden, aufrichtig angemerkt, und stellt ihn „als den ersten Menschen in seiner Jugend durch die Größe seines Genies und seines Muths, durch den Glanz seiner Siege, und durch die Schnelligkeit seiner Eroberungen vor; aber auch stolz, auffahrend, heftig, und unordentlich in seiner Lebensart, der sich mehr fürchtbar als beliebt zu machen suchte; kurz als einen andern Alexander, wie in seinen großen Eigenschaften, also auch in seinen Fehlern; bey dem aber die letztern von seinem vierzigsten Jahre an,  
gleich-

„gleichsam als wenn sie vorher nur Folgen seines  
„aufbrausenden Bluts, seiner Jugend und seines  
„Glücks gewesen wären, den herrlichsten Tugen-  
„den Platz gemacht hätten.“ Ob wir gleich die  
eigentliche Kriegsgeschichte von Belagerungen,  
Schlachten, u. dgl. m. die einen so beträchtlichen  
Theil dieses Werks ausmacht, bessern Kennern zur  
Beurtheilung gern überlassen; so glauben wir doch,  
daß man überhaupt mit der Geschichtsbeschreibung  
des Verfassers ganz wohl zufrieden seyn könne.  
Es ist freylich wahr, daß er oft zu rednerisch,  
bisweilen auch zu französisch, das heißt, in einem  
zu hohen Ton vom sogenannten Jahrhunderte  
Ludwigs XIV. von allem was die Franzosen an-  
geht, selbst von seinem Helden schreibt, der z. B.  
nach der Vorrede, schon in seinem fünf und  
zwanzigsten Jahre Sieger über die kriegerisch-  
sten Nationen des Erdbodens gewesen seyn soll.  
Das führt ihn denn auch, wie man sieht, manch-  
mal über die Grenzen der strengern Wahrheit hinaus.  
Unterdessen wird man doch dadurch selten in dem  
Bergnügen gestört, das man aus dem Lesen dieses  
Buchs überhaupt empfindet. Kleinere Anstöße  
wider Richtigkeit und Bestimmtheit sind auch nicht  
häufig. So nennt der Verf. eben den berühmten  
Graf von Suentes, dessen Tapferkeit bey Mo-  
croier B. I. S. 53. fg. beschrieben hatte, B. II.  
S. 64. den Grafen de Fontaines. Welcher Le-  
ser wird es aber immer wissen, oder sich besinnen,  
daß dieses letztere eine französische Uebersetzung  
eines

eines spanischen Namens sey? Und welche Verwirrung würde nun entstehen, wenn ihn ein Deutscher den Grafen von Quell übersetzte? Die Geschichte des großen Conde geht übrigens in diesen Bänden bis zu seiner Befreyung aus der Gefangenschaft im J. 1650. An der Uebersetzung wüßten wir eben nichts zu tabeln, ausgenommen einige Gallicismen, oder nicht übersetzte fremde Wörter, z. B. Rapidität, u. dgl. m.

Leipzig.

Alterthümer, Geschichte und neuere Statistik der hohen Schulen. Von M. Georg Niklas Brehm. Erster Band. 1783. Bey Weidmanns Erben und Reich. 456 S. in gr. 8. ohne die Vorrede.

Eine Geschichte der Universitäten vermißt man unter den unzähligen Beyträgen, womit die Gelehrtengegeschichte besonders im jetzigen Jahrhunderte bereichert worden ist, noch gar sehr. Im Allgemeinen ist zwar für jene Geschichte bereits einiges Gute geleistet; aber man hat dasselbe noch lange nicht so sehr genüßt und erweitert, als man nach dem geschickten Anfange, der schon im vorigen Jahrhunderte dazu gemacht wurde, erwarten sollte. Die Geschichte einzelner hoher Schulen scheint noch glücklicher und vollständiger bearbeitet zu seyn; und doch ist, wenigstens nach unsern Einsichten, gerade hier, wo es am leichtesten war,  
etwas

etwas Lehrreiches zu schreiben, noch nichts sehr  
Beträchtliches geschehen. Daran haben es frey-  
lich diejenigen, welche sich zu Geschichtschreibern  
besonderer Universitäten aufwarfen, nicht fehlen  
lassen, die Stiftung, die Privilegien, die Pro-  
fessoren derselben, und wiederum von diesen, Le-  
ben, Schriften, Disputationen, Programmen,  
Lectionscatalogen, weiter die öffentlichen Feyer-  
lichkeiten, Streitigkeiten, Anzahl der Studieren-  
den, die akademischen Gebäude, u. dgl. m. alles  
so ausführlich als möglich zu beschreiben. Aber  
wie wenig haben sie meistens daran gedacht,  
historisch sichtbar zu zeigen, wie viel oder wie we-  
nig die von ihnen beschriebene Universität zur Auf-  
nahme der Gelehrsamkeit, des guten Geschmacks,  
der bessern Denkungsart in einem Lande, u. s. w.  
beygetragen habe? wie solches, und durch welche  
Lehrer, Anstalten, Schriften, es bewirkt worden  
sey? warum sie nicht weit mehr in dieser Absicht  
ausgeführt habe? wie bald ihre innere Einrichtung,  
bald ihre Curatoren, Lehrer, u. s. w. solches ge-  
hindert haben? wie manche hohe Schule in dieser  
Absicht zu wenig gekannt, oder zu übermäßig ge-  
priesen worden sey? und so viele andere ähnliche  
Fragen, auf deren Beantwortung ungleich mehr  
ankömmt, als auf die vollständigsten Verzeichnisse  
von Docenten, Studenten, Promotionen, Ein-  
ladungsschriften, u. dgl. m. Alles dieses letztere  
kann in unverrückter mechanischer Ordnung fort-  
gehen, sich auch wohl vermehren, und geräuschvol-  
ler

ler werden, ohne daß man deswegen allein die geringste Ursache hat, auf den blühenden Zustand einer Universität zu schließen. Hr. M. Brehm, der in seiner Vorrede gute Einsichten über den Werth und die Mängel unsrer hohen Schulen blicken läßt, will in diesem Werke auf alles, was dieselben betrifft, Rücksicht nehmen, und darunter auch, welches wir mit Vergnügen lesen, auf ihre Verhältnisse und Einflüsse überhaupt, und auf die Welt im Ganzen. Die dahin gehörigen Nachrichten wird er aus schriftlichen oder gedruckten Arbeiten aller Art sammeln, und durch Abdrücke, Uebersetzungen oder Auszüge gemeinnützig machen. Aber nächst diesem historischen Theil des Werks, hat man auch einen philosophischen und pragmatischen zu erwarten. In dem gegenwärtigen Bande findet man verschiedene brauchbare historische Materialien, unter der Ueberschrift Fragmente. I. Ueber die ältere Geschichte und Statistik der Karls-Universität Prag; ein Auszug aus *Bohusl. Balbini Bohemia docta*. Parte I. Prag. 1776. 8. II. Ueber die Verfassung einer Universität überhaupt, aus *C. Köbrensee's Diss. de iure maiestatis in Academiis*. Viteberg. 1691. 4. III. Von dem Ursprunge und der Verfassung der Mönchschulen des mittlern Zeitalters. Aus *Nic. Frid. Stoehrii Exercit de scholis monasticis*. Salfeld. 1737. 4. IV. Etwas zur Geschichte des Akademischen Fakultätswesens. Aus *Io. Andr. Siepii Diss. de non adaequata erudi-*

eruditionis in quatuor Facultates divisione. Vi-  
 reb. 1730. 4. V. Zustand der ältesten höhern  
 Schulen aller Völker. Aus *Herm. Conringii*  
*de Antiquitt. Academ. Dissert. I. ex edit. C. A.*  
*Heumanni.* Goetting. 1739. 4. VI. Stiftungs-  
 und Bestätigungsbriefe der Universität Göttingen.  
 VII. Kayserlicher Bestätigungsbrief der Univerf.  
 Helmstädt. VIII. Geschichte und Statistik der  
 K. K. Leopoldinischen Universität zu Inspruck.  
 Aus *Ign. de Luca Journal der Litteratur und*  
*Statistik, 1 Bände.* Hr. M. B. hat keines die-  
 ser Stücke in seiner ursprünglichen Gestalt darge-  
 stellt; sondern überall Verbesserungen, entweder  
 in den Sachen, oder im Ausdrücke, angebracht.  
 Einige Stellen sind zwar noch übrig geblieben,  
 wo manches weggelassen, oder berichtigt werden  
 konnte. Das gilt z. B. von *Stöhrs* Abhandlung  
 S. 113. fg. der vom Ursprunge der eigentlichen  
 Klöster und Mönchsschulen ziemlich schwankende,  
 zum Theil irrige Begriffe hat; aber freylich aus  
*Langens* und *Heinsius* Kirchenhistorie nichts recht  
 Genaues darüber schöpfen konnte. *Bischof zu*  
*Sebastian* S. 114. ist wohl nur ein Druckfehler  
 statt *Sebaste*. Doch sind solcher Flecken nur we-  
 nige. Wenn Hr. M. B. künftig aus Hauptwer-  
 ken über die Geschichte der Universitäten, die zum  
 Theil selten und kostbar sind, wie aus *Bulaei*  
*Historia Univerſitatis Parisiensis*, aus *Launoii*  
*Historia Regii Navarrae Gymn. Paris.* und eben  
 desselben *Duche de scholis celebrioribus*, aus  
 Wood's



Wood's Athenis Oxoniensibus, u. dergl. m. wohl überdachte und concentrirte Auszüge mittheilen, ein mit kritischer Strenge abgefaßtes Verzeichniß der zu jener Geschichte gehörigen Schriften versuchen, auch in einzelnen Beyspielen von Universitäten, nach der oben von uns angegebenen Richtung, zeigen wollte, wie viel ihnen das gesammte Reich der Gelehrsamkeit, oder einige Wissenschaften zu danken haben, u. s. w. so würde er sich gewiß das Publikum noch mehr verbindlich machen.

### Ebendasselbst.

Schwickert hat in der letzten Ostermesse von *Josephi Operibus omnibus, Graece et Latine, excusis ad editionem Lugd. Bat. Sigeb. Havercampi, cum Oxoniensi Io. Hudsoni collata*, durch die Besorgung des Hrn. Capitularis D. und Prof. Oberthür zu Würzburg, *Tomum II.* auf 1149 S. in gr. 8. ans Licht gestellt. Dieser Band enthält die übrigen Bücher der alten jüdischen Geschichte, vom 11 — 20 Buche, eben so sauber und richtig abgedruckt, als man den ersten Band gefunden hat. Da aber, wie unsere Leser wissen, erst nach dem völligen Abdrucke der Schriften des Josephus, die gelehrten Erläuterungen der ehemaligen Herausgeber desselben, und auch des jetzigen, folgen sollen: so versteht es sich von selbst, daß wir über diesen Band nicht mehr sagen können.

## Ebenselbst.

D. Johann Jacob Reiskens von ihm selbst  
aufgesetzte Lebensbeschreibung. 816 S. in 8. In  
der Buchhandlung der Gelehrten 1783.

Diese Lebensbeschreibung wird gewiß nicht nur  
allen Freunden des sel. Reiskens, sondern auch  
überhaupt allen Freunden der Litteratur sehr will-  
kommen seyn, da sie nicht nur eine genaue und  
aufrichtige Erzählung der Schicksale und Arbeiten  
dieses berühmten Schriftstellers, der selbst seine  
Fehler nicht verschweigt, sondern auch den von vie-  
len auswärtigen Gelehrten mit ihm unterhaltenen  
Briefwechsel, nebst verschiednen merkwürdigen  
Anekdoten und andern lesenswürdigen Nachrichten  
enthält. Die verwittwete Frau D. Reiske, von  
welcher die Ausgabe dieses Werks selbst besorge  
worden ist, hat in dem Aufsatze ihres sel. Gatten  
fast alles so gelassen, wie es war, und nur einige  
wenige Stellen abgekürzt, einige zu starke Aus-  
brüche der Hypochondrie, oder vielmehr der Un-  
zufriedenheit, bey Erinnerung der erlittenen Unge-  
rechtigkeiten, weggestrichen; welches wir sehr bil-  
ligen. Der sel. Reiske ist den 25. Decbr. 1716  
zu Jörbig, einem sächs. Städtchen an der Anhalti-  
schen Grenze geboren, wo sein Vater ein Lohger-  
ber war, dessen Umstände ihm nicht erlaubten, viel  
auf die Erziehung seines Sohnes zu wenden. Der  
junge Reiske mußte sich also bis ins 10te Jahr an  
dem Unterrichte begnügen, den er in der Stadtschule

zu Zörbig erhalten konnte. Hierauf kam er zu seinem mütterlichen Großvater, dem Schulmeister zu Zöschchen, wo er den Vortheil hatte, daß er täglich zwey Stunden den Unterricht des Informators genießen konnte, welchen der dasige Pastor für seinen Sohn hielt. Im Jahre 1728 brachten ihn seine Eltern nach Halle aufs Waisenhaus, wo er bis 1732 blieb. Im Frühjahr 1733 kam er nach Leipzig auf die Universität, wo er aber fast gar keine Collegia hörte, sondern meistens bloß für sich studirte. Er fiel anfänglich auf das Rabbinische, bald darauf aber auf das Arabische, zu dessen Erlernung er eine unsägliche Begierde hatte, wodurch alle andre Neigungen und Gedanken verdrängt wurden. Ob er gleich die ganzen fünf Jahre hindurch, welche er in Leipzig zubrachte, von Hause nicht mehr als 200 Nthlr. und erst gegen das Ende seiner akademischen Laufbahn ein Paar kleine Stipendia erhielt, so mußte doch diese geringe Einnahme zureichen, und noch etwas übrig bleiben, arabische Bücher zu kaufen. Eben diese brennende Begierde, sich in der arabischen Sprache recht vollkommen zu machen, trieb ihn 1738 nach Holland, wohin er seine Reise im May, ohne Geld, jedoch fröhlich und getrost, antrat. Bald nach seiner Ankunft in Holland wollte ihn der berühmte d'Orville, dessen Amanuensis er seyn sollte, zu sich ins Haus nehmen, und ihm jährlich einen Gehalt von 600 Gulden geben; allein er schlug, ungeachtet seiner schlechten Umstände, dieses An-

erbiethen aus, um sich die Bibliothek in Leiden zu  
Nuze zu machen, und durch sie stärker im Arabi-  
schen zu werden. Orville nahm zwar diese ab-  
schlägige Antwort im Anfange sehr übel auf, doch  
dauerte sein Zorn nicht lange, nach dessen Besänf-  
tigung er Reiske auf verschiedene Art zu dienen  
suchte, und eine von den Hauptpersonen wurde,  
die ihm seinen achtjährigen Aufenthalt in Holland  
erleichterten. Er belohnte ihn nicht nur sehr edel-  
müthig für die Arbeiten, wozu er ihn in der Folge  
brauchte, sondern unterhielt ihn auch in den letzten  
Jahren seines Aufenthalts zu Leiden fast gänzlich.  
In Leiden besuchte Reiske anfänglich die Vorle-  
sungen des Herrn Schultens, durch dessen Gefällig-  
keit er auch arabische Manuscripte aus der öffent-  
lichen Bibliothek erhielt, zu welcher der Zugang  
sonst erkaufet werden mußte. Er verlor aber nach  
einiger Zeit die Freundschaft dieses berühmten Ge-  
lehrten und des alten Burmanns, und zwar größ-  
tentheils durch eigne Schuld, wie er selbst aufrich-  
tig gestehet. Durch diesen Verlust wurden seine  
Umstände, die damals ganz leidlich waren, sehr  
verschlimmert; denn man entzog ihm nunmehr nicht  
nur die Correctur der Burmannischen Schriften,  
die ihm gut bezahlt wurde, sondern auch seine  
Schüler und andre Freunde fielen von ihm ab,  
so daß er sich genöthiget sah, seine schon ziemlich  
beträchtliche Bibliothek zu verkaufen. Das ihm  
angetragene Conrectorat zu Kampen, der Haupt-  
stadt in Oberyssel, schlug er aus, fieng an Me-  
dicin



dicin zu studiren, wobey er aber auch die griechischen Schriftsteller fleißig las, d'Orvillens Geschäfte abwartete, die Bücher corrigirte, welche Luchtmans drucken ließ, und auch bisweilen an seine Araber dachte. Im May 1746 erhielt er zu Leiden den medicinischen Docterbuth, ohne ihn bezahlen zu dürfen, und bald darauf verließ er Holland, um mit der erlangten Wissenschaft seinem Vaterlande zu nützen, welches ihn aber viele Jahre hindurch Hunger und Kummer leiden ließ. Zu Leipzig langte er im Anfange des Monat Jul. glücklich wieder an, gieng aber, aus Mangel vortheilhafter Ausichten, bald darauf nach Zörbig, wo er sich in seiner Eltern Hause bis den nächsten Herbst aufhielt, um zu sehen, ob sich etwa in der Gegend umher eine Gelegenheit zu seinem künftigen Glücke zeigen würde. Weil sich aber eine solche Gelegenheit nicht sobald finden wollte, begab er sich, jedoch mit schwerem Herzen, und gleichsam von kummervollen Ahndungen der Leiden gedrückt, die seiner daselbst warteten, wiederum nach Leipzig, wo er sich zwölf Jahr hindurch sein Brodt mit Privatunterricht, Uebersetzen, Corrigiren und andern dergleichen Arbeiten sehr kümmerlich verdienen mußte. Denn durch die medicinische Praxis konnte er sein Glück nicht machen, weil er nicht das Aeußere besaß, welches die Leipziger von einem Arzte verlangen. Eine Collegiatur, eine obentliche Professur, und andre akademische Emolumente konnte er auch nicht erlangen, weil er nicht Magister war, und

weil ihn hierzu die Leipz. philos. Facultät auch nicht machen wollte, ohngeachtet er ihr das Magisterdiploma doppelt bezahlen wollte. — Wer wird, wenn er dieses liest, hier nicht den Kopf schütteln! Eine auswärtige Universität ertheilte ihm die Doctorwürde umsonst, und die vaterländische Akademie wollte ihm nicht einmal gegen doppelte Bezahlung die Magisterwürde ertheilen! — Er bekam zwar einige Zeit darauf, nämlich 1748, durch ein königl. Rescript aus Dresden den Professortitel und eine kleine Pension von hundert Thalern; allein diese wurde ihm gleich anfangs sehr unordentlich, und seit 1755 gar nicht weiter ausgezahlt. Er lebte daher mitten in Leipzig, das heißt, mitten in einem Orte, wo diejenige Gelehrsamkeit, welcher er sich gewidmet hatte, am meisten geschätzt wird, in solcher Dürftigkeit, daß er manchen Tag nicht wußte, wo er Brodt hernehmen sollte, sich des Hungers zu erwehren. Endlich, da er schon auf Mittel und Wege sann, sich von Leipzig wegzumachen, wo er es nicht länger in diesem Zustande hätte aushalten können, starb der Rector Haltaus an der Nicolai-Schule zu Leipzig, an dessen Stelle Hr. D. Reiske von dem Leipziger Magistrat 1758 erwählt wurde; welches Amt er auch bis an seinen den 14 Aug. 1774 erfolgten Tod mit vielem Fleiß verwaltet hat.

Witz



## Wittenberg.

Im Namen der Akademie beschrieb Hr. Prof. Siller noch im vorigen Jahre das Leben des sel. Hrn. Hofrath; Ernst Martin Ehladenius, der am 4ten März vorigen Jahrs in seinem 67sten Jahre unserer Akademie nach einer langen Krankheit entrissen wurde. Sein Vater war erst Prediger zu Chremnitz in Ungarn, und hierauf Probst und Professor in Wittenberg. Seine Mutter hatte einen Prediger in Schandau, mit Namen Justus Siber, zum Vater. Von diesen Eltern wurde er im Jahr 1715, als das letzte unter elf Geschwistern, geboren; verlor aber bereits im 10ten Jahr durch den Tod seinen Vater. Zwey Jahre darauf kam er auf die Schulpforte, zu der Zeit, da diese Schule unter dem Rector Freytag, der so viele gute und berühmte Schüler gezogen hat, in blühendem Zustande war. Nachdem er daselbst sechs Jahr studiret, kam er nach Wittenberg zurück, und hörte unter andern in den philosophischen Wissenschaften Hollmann, Mayer, Bose und Hofmann; in den juristischen aber vorzüglich Leyser und Crell. Als er nun hier durch seine Talente, Fleiß, Kenntnisse und mit vielem Beyfall aufgenommene Schriften (die man, so wie seine folgenden, bey Weidlich und Weitz angegeben findet) sich bey der Akademie und seinen Obern rühmlichst bekannt gemacht, auch die juristische Doctorwürde angenommen hatte, wurde er erstlich ordentlicher Beysitzer der Juristen Facultät,

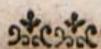
cultät, bald darauf öffentlicher Lehrer der Rechte; und so rückte er von Zeit zu Zeit, bis er im Jahr 1763 seiner Facultät Ordinarius, des geistl. Consistoriums Director, wie auch des Hofgerichts und Schöpfungstuhls erster Beyfizer wurde. Welche wichtige, aber sehr beschwerliche Aemter er beständig mit aller Treue, Gewissenhaftigkeit und Ruhm verwaltet hat. Ob er gleich verschiedene male einen Ruf an auswärtige Orter, als nach Greifswalde, Helmstädt, Danzig, Göttingen, Marburg, Halle, und sogar nach Wien zum Reichshofrath erhielt; so war ihm doch sein Vaterland lieber, als alle noch so vortheilhaften Anerbietungen. Seine Unpartheylichkeit und Liebe zur Wahrheit, entfernt von aller Schmeicheley; sein freundliches und gefälliges Betragen im Umgange; seine Freygebigkeit gegen die Armen; seine Friedfertigkeit, Gelehrsamkeit und andere Tugenden, sind bey jedermann in gesegnetem Andenken.

Von eben diesem Verfasser ist auch das Leben des seel. Hrn. Hofrath Dan. Wilh. Trillers in vorigem Jahre beschrieben worden. Die vornehmsten Lebensumstände dieses gelehrten Mannes sind kürzlich folgende. Sein Vater war Moriz Triller, ein Arzt in Erfurt; die Mutter Rosine Sybille, aus der berühmten Köhlerischen Familie. Von diesen Eltern wurde er den 10. Febr. 1695 zu Erfurt geboren: aber kaum war er fünf Jahr alt, als er beyde Eltern an einem Tage und in einer

einer Stunde zu Altenburg an einem hitzigen Fieber verlor. Er gerieth also unter die Hände seiner Vormünder, über deren Treulosigkeit und Unmenschlichkeit er sich öfters beklagte. Nachdem er durch Privatlehrer die Anfangsgründe in den Wissenschaften gelegt hatte; wurde er der Aufsicht und Unterweisung des Rector Herzogs auf der Stifteschule in Zeitz anvertrauet, dessen Treue und Verdienste er jederzeit dankbarlich zu rühmen pflegte. Nach zurückgelegten Schulstudien gieng er nach Wittenberg, um aus den Vorlesungen des berühmten Joh. Gottfr. Bergers sich zum Arzte zu bilden. Allein, weil dieser sehr oft in Pretsch, bey der hochseel. Königin Eberhardina, deren Leibarzt er war, sich aufhalten, und daher seine Vorlesungen unterbrechen mußte; begab sich Triller im Jahr 1713 nach Leipzig, und hörte Menzen in der Philosophie, Lehmann in der Physik, und vornehmlich Abichten in den orientalischen Sprachen, damit er nicht nur den Vochart verstehen könnte, sondern auch in dem Umfange der Kenntnisse einem Grotius gleich käme, den er vorzüglich schätzte, indem er öfters zu sagen pflegte, daß er lieber in dem Grotiusischen Himmel, als bey seinen eifrigen Widersachern, die Seligkeit genießen wollte. Hiernächst hörte er in der Medicin die berühmtesten Männer, wurde daselbst Magister und habilitirte sich durch eine Streitschrift demoly Homericæ detecto. Darauf begab er sich nach Halle, um den berühmten Hofmann zu hören;

durch dessen Zureden er daselbst das medicinische Doctorat annahm. Er gieng nach Leipzig zurück, und sieng Collegia an zu lesen. Allein weil ihm das akademische Leben nicht gefiel, nahm er das Stadt- und Landphysikat zu Merseburg an, welches er von 1720 bis 1730 verwaltete. Hierauf begleitete er als Leibarzt den Fürsten von Nassau auf seinen Reisen durch die Schweiz, Frankreich und Holland, und machte mit den berühmtesten Männern Bekanntschaft, z. E. mit Bernoulli, Wernefels, Montfaucon, Fontenelle, Boerhaaven. Einige Zeit nach seiner Zurückkunft nach Usingen begab er sich nach Frankfurt am Mayn, und wurde unter die Leibärzte des Kayser Carl des 7ten aufgenommen. Aber im Jahr 1744 rief ihn der Herzog in Weisensfels zu sich als Hofrath und Leibarzt unter sehr vortheilhaften Bedingungen. Nach dem bald erfolgten Ableben dieses gutthätigen Fürsten, wurde ihm vom Könige August im Jahr 1749 die erste medicinische Professur in Wittenberg übertragen, welche er auch bis an sein Ende, das in seinem 88sten Jahn erfolgte, bey munteren Kräften und scharfen Sinnen verwaltet hat. Seine weitläufige Gelehrsamkeit und übrigen Verdienste sind dem gelehrten Publico schon hinlänglich bekannt. Ein genaues Verzeichniß seiner Schriften trifft man in Weizens Gelehrten Sachsen an. Doch sind noch folgende Disputationen und Programmata hinzuzufügen: als de tempestiuo medici silentio; de intempestiuo silentio aegroti;

groti;



groti; de tempestiuo aegroti silentio; de probali causa polyporum et sepiarum piscium, festo Amphidromiorum die, puerperis oblatorum; de brassica puerperis ipso festo Amphidromiorum die, in commodum alimentum et salutare simul remedium, oblata atque apposita; de alluione alimentaria, ab Hippocrate apposite descripta; de aptissima medicinae definitione, ab ipso Hippocrate sapienter proposita.

---

## Philosophische und physikalische Schriften.

Zürch.

**V**ersuch einer Naturgeschichte der Krabben und Krebse, nebst einer systematischen Beschreibung ihrer verschiedenen Arten, von J. S. W. Herbst, Garnison- und Kadetten-Prediger in Berlin und versch. gel. Gesellsch. Mitglied. Istes Heft, bey Gießky 1782 gr. 4. 11 Bogen Text; 1 außgemahlt Kupfer, 1 Rthlr. 12 Gr. Bey dem großen Eifer, mit dem bisher die Naturgeschichte betrieben worden ist, sind doch noch verschiedene nicht so in die Augen fallende Gegenstände derselben fast unbearbeitet geblieben, und manches Fach ist dagegen zu oft, und immer von vorne wieder, höchstens mit andern Worten und einigen Zusätzen  
und

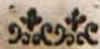
und Verbesserungen, bearbeitet worden. Wer wird es also dem V. nicht Dank wissen, daß er sich an ein Thiergeschlecht gemacht hat, wo noch so viele Dunkelheit und Verwirrung herrscht, und das doch so viel Eigenes hat! Auffer des Sachs von Lewenheimb Gammarologia, haben wir kein eigentliches Werk von Krebsen; auch die einzeln zerstreuten Abbildungen sind selten genau genug, und in zu kostbaren Werken; des Seba seine sind der Natur getreu, die Beschreibungen desto magerer und falsch, und doch zu kostbar. In des Kumpfs allgem. Karitäten-Kammer sind die Beschreibungen gut und die Abbildungen nicht; in Jonston Hist. nat. de exsanguibus ist wenig brauchbares. Von abgebildeten Krebsen mit natürl. Farben haben wir weiter keine, auffer den wenigen im Catsby — Kessel — Sulzer, und in den elenden und erdichteten Schreibereien des Renard. Der Verf. hat nicht nur die bekannten Krebsarten genau und richtig abgebildet, die vielen verworrenen Anführungen berichtigt, die Synonymen ergänzt, sondern auch das Linneische System über  $\frac{2}{3}$  vermehrt, indem er theils aus den seltenen und kostbaren Werken alles hierher gehörige zusammen getragen, theils auch viele ganz neue Arten hinzugefügt hat, die nirgends beschrieben und abgebildet waren. Er selbst besitzt eine Sammlung von 70 Arten, und ist aufferdem von vielen Naturforschern hierbey sehr unterstützt worden. Einige unbekante Arten fand er in einem kostbaren Msc. des berühmten Pat. Plumier, nebst

nebst von ihm selbst gefertigten saubern Zeichnungen. Wenn der Verf. in der Folge noch mehrere Krebsarten zu Gesicht bekommen, oder auch von den, der Unzuverlässigkeit und des Widerspruchs halber noch nicht abgebildeten, Originale oder richtige Zeichnungen aufreiben kann, so wird er sie als einen Nachtrag uns liefern, auch noch diejenigen Krebsarten, welche selten oder niemals anders als in Versteinerungen angetroffen werden. In der Einleitung finden wir eine kurze Litteraturgeschichte dieser Materie. Das übrige Werk ist in folgende 3 Abschnitte eingetheilt. Der Iste enthält die allgem. Naturgeschichte der Krebse; der IIte die Beschreibung der verschiedenen Arten; der IIIte die anatomische Zergliederung einer Art. Die allgem. Naturgeschichte der Krebse wird in folgender Ordnung abgehandelt; Ihr Name; Ihr Standort im Natursystem; Ihr Aufenthalt; Ihre Nahrung; Ihre Größe und Stärke; Ihre Farbe; Ihre Zeugung und Fortpflanzung; Ihre Reproduction der verlohrenen Glieder; Das Abwerfen der Schaaale; Von den Krebssteinen; Von monstrosen Theilen; Von ihren Feinden und was ihnen schädlich; Ihr Alter; Ob der Mond Einfluß auf sie habe; Von der Art sie zu fangen; Ihr ökonomischer Gebrauch; Ihr medicinischer. Im IIten Abschnitt, der die verschiedenen Arten beschreibt, folgt der B. dem Linne', und theilt sie in Krabben Brachyuri — in Krebskrabben Parasitici — in eigentliche Krebse Macrouri. — In der fernern

nern Unterabtheilung der Krabben geht er etwas vom Linne' ab, und macht, statt jener sie in 5 Unterabtheilungen bringt, neun derselben.

Unter der Isten Unterabtheilung, Krabben mit viereckigem und dicken Leibe werden folgende einzelne Arten von ihm beschrieben: 1) der Läufer, cancer cursor — 2) die Hundskrabbe, c. caninus, (nicht abgebildet) — 3) der Saratan, c. saratan, (nicht abgeb.) — 4 a) der kleine Winker, c. vocans minor — 4 b) der große Winker, c. vocans maior — 5) das Würfelschild, c. rhomboides — 6) das Viereck, c. angulatus — 7) der Schnitter, c. mesfor, (nicht abgeb.) — So weit der Erste Hest, wo bey ein gut ausgemahltes Kupfer sich befindet.

Der Ite und IIte Hest, Zürich bey Füssly 1783. 6 Bogen Text und 4 ausgemahlte Kupfer, (3 Rthlr.) fängt mit der Isten Unterabtheilung an, nämlich mit den Krabben mit kugelförmigem Leibe. Von diesen werden aufgeführt — 8) die Nußkrabbe, cancer nucleus — 9) die Punktkrabbe, c. punctatus — 10) die Kugelkrabbe, c. globus (nicht abgeb.) — 11) die Hirnschaalkrabbe, c. craniolaris — 12) die Porcellankrabbe, c. porcellaneus — 13) die Endtenkrabbe, c. anatum — 14) der Zwerg, c. cancellus — 15) der Erbsenschild, c. pisum — 16) der Furchenschild, c. sulcatus (nicht abgeb.) — 17) der Histerreicher, c. Histriae (nicht abgez.) — 18) die Scopolische Krabbe, c. scopolinus (nicht abgeb.) — 19) der



der Sechsfuß, *c. hexapus* — 20) das Langhorn, *c. longicornis* — 21) der Schwammbewohner, *c. antennatus* (nicht abgeb.) — 22) der weiße Miesmuschelbewohner, *c. mytilorum albus* — 23) der braune Miesmuschelbewohner, *c. mytilorum fuscus* — 24) die runde Krabbe, *c. orbiculus* (nicht abgeb.) — 25) die Breitscheere, *c. platycheles* — 26) der Steckmuschelwächter, *c. pinnotheres* (ist nicht abgeb.) — 27) der Pinnewächter, *c. pinnophylax* — 28) das Weizenkorn, *c. granarius* — — IIIte Unterabtheilung mit cylindrischem Leibe: — 29) Die Walzenkrabbe, *c. cylindricus* — IVte Unterabtheilung mit plattem fast viereckigten Schilde: — 30) die Kleinkrabbe, *c. minutus* — 31) das Kind, *c. pusillus* (nicht abgeb.) — 32) die Dünnschale, *c. tenuicrustatus* — 33) die Stumpfnase, *c. grapsus* (nicht abgeb.) — 34) die Milchkrabbe, *c. lactatus* (nicht abgeb.) — 35) die stumme Krabbe, *c. mutus* (nicht abgeb.) — 36) die platte Krabbe, *c. depressus* — — Vte Unterabtheilung: Krabben deren Schild vorne fast wie ein halber Cirkel abgerundet und größtentheils eingeschnitten ist — 37) die Landkrabbe, *c. ruricola* — 38) die Morastkrabbe, *c. uca* (nicht abgeb.) — 39) die Herzkrabbe, *c. cordatus* — 40) die Blumenkrabbe, *c. floridus* — 41) die Corallenkrabbe, *c. corallinus* — — So weit diese Hefte; auch diese beygefügtten 4 ausgemahlten Kupfer sind gut und unterrichtend.

Leipz

## Leipzig.

Betrachtung der Wunder Gottes in den am wenigsten geachteten Geschöpfen, oder Niederländische Insekten nach ihrer Lebensart, Verwandlung und andern besondern wissenwürdigen Umständen; nach eigener Beobachtung beschrieben, nach dem Leben sorgfältig gezeichnet, in Kupfer gestochen und ausgemahlt von Chr. Sepp. Des ersten Theils erstes Stück, welches die Abhandlungen der Tagfalten von der ersten Familie enthält. Bey Weigang 1783 in 4. (2 Nthlr. 12 Gr. pränum.) 7½ Bogen und 6 illum. Kupf.

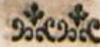
Nach dem Vorbericht des Verf. werden 6 Abhandlungen nach einander folgen, deren jede mit einem Titel versehen, der Anfang eines Stückes seyn soll, welches aus verschiedenen Abschnitten bestehen wird, deren Anzahl der Verf. gegenwärtig noch nicht mit Gewißheit bestimmen kann. Diese 6 Stücke werden einen Theil dieses Werks ausmachen, welcher bloß die Beschreibungen und Abbildungen der Niederländischen Schmetterlinge und ihrer Raupen und Puppen in sich fassen soll. Nach der Herausgabe der erwähnten ersten 6 Abhandlungen will der V. zu mehrerer Abwechslung für die Liebhaber der Naturgeschichte sowohl Käfer,zikaden, Wespen, Fliegen u. s. f. als auch Schmetterlinge vermischet abhandeln, ohne sich dabey an eine Ordnung zu binden: allein es soll jedesmal in der Beschreibung und auf der Kupfertafel die Gat.

Gattung, Art, Familie u. s. w. angezeigt werden, zu welcher das Insekt gehört. Die gelieferten einzelnen Stücke müssen indessen von den Liebhabern so lange aufbewahrt werden, bis alle Abhandlungen, die den ersten Theil ausmachen, erschienen sind. Der V. wird solches zur gehörigen Zeit bekannt machen, und zugleich einen allgemeinen Titel und ein Register zu diesem Theile besorgen, damit die einzelnen Stücke nach einem, von ihm zu erwartenden neuen Insektensystem, woran er bereits arbeitet, dereinst geordnet werden können. Die Abhandlungen aber über die andern Insekten, welche während dieser Zeit zum Vorschein kommen, sollen die Liebhaber für einen der folgenden Theile sammeln. Soviel aus des Verf. Vorbericht. Hierbey hätte Rec. den Wunsch, daß es dem Hrn. Sepp doch gefallen möchte, nach der Herausgabe der ersten 6 Sammlungen, eine 2te, als eine Fortsetzung, folgen zu lassen, worinnen alle diejenigen Schmetterlinge einen Platz fänden, welche in dem prächtigen Cramerischen Werke nicht angetroffen werden; so daß man also künftig durch den Besitz des Cramerischen und Seppischen Werks eine vollständige, gleich prächtige Schmetterlingsammlung hätte.

Um dieses holländische Werk gemeinnütziger zu machen, hat Hr. Koch, ein ehemaliger Zuhörer des Hrn. Prof. Leske, die Uebersetzung desselben übernommen, und letzterer nebst noch einem andern Kenner der Naturgeschichte, welcher durch R.

E c

anges



angezeigt ist, haben sehr gründliche Zusätze dem Texte beygefügt. Die ausgewahlten Kupfer sind von dem Hrn. Verf. selbst dem Verleger und Uebersetzer überlassen worden, und also keine Nachgestochnen und Nachgemahlten. Wer den Grabstichel und Pinsel des Hrn Sepp, und seinen Beobachtungsgeist kennt, dem muß das Unternehmen des Uebersetzers und Verlegers überaus angenehm seyn, und besonders wenn er weiß, daß der Uebers. ein Mann ist, der durch fleißiges Selbstsammeln der Insekten sich mit ihrer Naturgeschichte sehr bekannt gemacht hat, und überdem unter der Aufsicht eines Leske arbeitet. — Möchte nur diese erste Lieferung den meisten deutschen Liebhabern der Naturgeschichte zu Gesichte kommen; dann hätten wir gewisse Hoffnung, daß dieses vortreffliche Werk nicht ins Stecken gerathen könnte! Anzumerken ist noch, daß bey dieser deutschen Ausgabe die Stücke nicht einzeln erscheinen, sondern alle zu einem Theile oder Hefte gehörigen, bis jetzt erschienenen Stücke auf einmal und zusammengeliefert werden. In der 1sten Abhandlung des 1sten Stückes, welche von den Tagvögeln der ersten Familie handelt, werden zuerst die Kennzeichen der Tagvögel, ihrer Raupen und Puppen überhaupt, und sodann insbesondere die Kennzeichen der Raupen, Puppen und der Schmetterlinge von der ersten Familie der Tagfalter angezeigt; hierauf werden folgende Arten von dem V. beschrieben: 1) der Admiral, Papilio Nym-

Nymphalis Atalanta; 2) der Nesselvogel, P. Nymph. urticae; 3) das oranienfärbige Sandauge, P. Plebeius ruralis Tithonus; 4) der kleine Kubstint, P. Danaus Festivus Hyperanthus; 5) das braune Sandauge, das Männchen, P. Nymphalis gemmatus Iaenira, das Weibchen, P. N. G. Iurtina; 6) das bunte Sandauge, P. N. S. Aegeria. Jeder Schmetterling nimmt eine Kupferplatte ein: er ist als Raupe, Puppe und von beyden Seiten gezeichnet, desgleichen ist auch sein Futterkraut mit abgebildet.

Ebendasselbst.

Vermischte philosophische Schriften des Hrn. Hemsterhuis. Aus dem Französischen übersezt. Erster Theil. 324 S. Zweyter Theil. 344 S. in 8. Bey Weidmanns Erben und Reich 1782.

Hr. Hemsterhuis verdient unter den neuern Schriftstellern, die sich mit philosophischen Betrachtungen beschäftigt haben, einen ansehnlichen Rang, und der Uebersetzer dieser Schriften sagt nicht zuviel, wenn er ihn unter die Selbstdenker rechnet, und von ihm behauptet, daß er auch alsdann, wenn er schon bekannte Dinge vorträgt, sich dieselben durch den Ausdruck eigen zu machen wisse. Die meisten von seinen kleinern Schriften sind selbst im Original schwer aufzutreiben; und daher wird auch vielen von denjenigen Liebhabern der Philosophie, welche der französischen Sprache mächtig

mächtig sind, diese wohlgerathene Uebersetzung willkommen seyn, zumal da sie noch mehr enthält, als das Original, nemlich einen lesenswürdigen Nachtrag des berühmten Herrn Herder zu dem Briefe des Hrn. Hemsterhuis über das Verlangen. Der Inhalt der ganzen Sammlung ist folgender. Im ersten Theile findet man: 1) Ueber die Bildhauerey, ein Schreiben an Hrn. Theodor von Smeth, zu Amsterdam. 2) Ueber das Verlangen, an ebendes. 3) Liebe und Selbstheit; ein Nachtrag zu dem vorhergehenden Brief von Hrn. Herder. 4) Ueber den Menschen und die Beziehungen desselben. Der zweyte Theil enthält: 5) Sophylus, oder von der Philosophie. 6) Aristäus, oder von der Gottheit. 7) Simon, oder von den Kräften der Seele.

### Berlin.

Bei Stahlbaum: Versuch einer Anleitung zur Sittenlehre für alle Menschen ohne Unterschied der Religionen, nebst einem Anhang von Todesstrafen. 1 Th. 1783. 252 S. in 8.

Die Hand auf der Titelvignette, welche einen Vorhang halb aufzieht und Sonnenstrahlen hervorbrechen läßt, hieß uns wohl hier eine neue Aufklärung erwarten; allein leider erblickten wir darinnen nichts als Staub und Nebel. Nach einigen kürzern Abschnitten von Gott und der Welt überhaupt; von den Geschöpfen auf Erden überhaupt;

haupt;

Haupt; vom Menschen insonderheit; von dessen  
Vorstellungs- und Empfindungsvermögen, (wo-  
bey der Verf. die Behauptung, daß die mensch-  
liche Vernunft irren könne, unter die vornehmsten  
menschlichen Irrthümer zählt,) u. von der Selbstliebe  
— breitet sich der Verf. vorzüglich über die mensch-  
lichen Handlungen aus. Diese sammt und son-  
ders unterwirft er der strengsten Nothwendigkeit;  
hebt daher alle Unterschiede zwischen Tugend und  
Laster auf, und verwirft alle Strafen und Beloh-  
nungen. „Einen Menschen darum strafen, weil  
er die physikalische Ursache einer That war, welche  
in den Augen andrer verwerflich ist, und welche  
schädliche Folgen nach sich zieht, ist unvernünftig;  
weil die That erfolgen mußte, und der Thäter mit  
seinen Empfindungen und Vorstellungen, mit sei-  
nen Entschliessungen und Handlungen dem Gesetze  
der Nothwendigkeit unterworfen lag. Es war  
alles in ihm so gestimmt; alle seine innere und au-  
ßere Verhältnisse, die sich an ihm denken lassen,  
waren so geordnet, daß diese That so gewiß durch  
ihn erfolgen mußte, als der Baum durch den  
letzten Hieb zum gewissen Falle bestimmt ist. Alle  
Strafwürdigkeit also, in der man ihn um seiner  
vollbrachten That willen finden will, ist just  
so viel werth, und hat denselben Inhalt, den die  
Strafwürdigkeit eines herabfallenden Körpers ha-  
ben kann, dem die Unterstützung geraubt ist.“  
S. 146. und S. 168. „Es giebt gar kein La-  
ster oder moralisches Böse, in dem Verstande ge-  
nom



nommen, in welchem es fast von allen Lehrern genommen wird; sondern der sogenannte Lasterhafte denkt und handelt auf seinem Standorte so, als der Seraph auf dem seinigen, nur mit dem Unterschiede, den die verschiedenen Stufen der Vollkommenheit unter sie nothwendig machen. Und mit welcher seligen Ruhe und unerschütterlichen Zufriedenheit sehe ich denn selbst die ärgsten Beleidigungen eines wider mich aufgebrachten Menschen an? Kann der Ziegel dafür, daß er fällt, wenn ihm die Unterstützung geraubt ist? Man gebe ihm die Unterstützung wieder: so ruht er. Kann der Feind dafür, daß er beleidigend gegen mich handeln muß? Man nehme seine besondre Stimmung; seinen Standort, seine Vorstellungen, Empfindungen und das Maas seiner Einsichten: kann er jetzt anders handeln? Will ich über ihn zürnen: so muß ich auch über das Thier zürnen, das mich anfällt, über den Dorn, der mich ritzt, über die Mücke, welche mich sticht, u. s. w.“ — Da, um des Verf. eigne Worte S. 46. anzuwenden, der Kopf des Rec. und der Kopf des Verf. nicht ein Kopf, sondern zween Köpfe sind, und beyde auf verschiedenen Schultern stehen; da zwischen dem Verf. und seinen Lesern das nämliche Verhältniß ist: so wird der Verf. auch nie verlangen, daß ihm Rec. oder irgend ein Leser beystimme. Der Verf. denkt nun so bey seinem Kopfe. Allein Rec. denkt bey seinem Kopfe: gesetzt auch, aber nicht zugegeben, ich konnte bey meinen gegenwärt.



wärtigen Einsichten nicht anders handeln; hätte ich nicht andre, bessere Einsichten haben können, haben sollen? Ist der Mensch nichts als Maschine oder höchstens Thier? Hat er nicht Vernunft — und zum Theil Offenbarung? Dependirt der Mensch so ganz von sich? — Doch im Ernste möchte es wohl unnöthig seyn, den Verf. widerlegen zu wollen, theils, weil seine sonderbaren Behauptungen schon tausendmal gesagt und widerlegt worden sind, theils weil der Verf. nach seiner eigenen Lehre das, was er schreibt, nicht mehr glauben kann. Damals, als er schrieb, hatte er freylich den Standpunct, daß er viel sonderbares schrieb; allein seitdem hat sich dieser sein Standpunct geändert, und da wird er wahrscheinlich anders denken. — Ueber die Fortdauer des Menschen nach dem Tode führt der Verf. die philosophischen Gründe anfangs ganz gut an; aber gar bald fällt er auch hiebey auf die sonderbarsten Meinungen. Wie sprachunrichtig der Verf. schreibe, werden unsre Leser schon zum Theil aus den angeführten Stellen sehen. Da die Menschen immer erst auf die beyden Extrema verfallen, ehe sie den rechten Punkt treffen: so wünschen wir, daß dieß der Fall auch bey gegenwärtiger Schrift seyn, und daß dadurch wenigstens in etwas Duldung bey gegenseitigen Meinungen andrer, brüderliche Nachsicht, und Toleranz befördert werden möge.

Ohne Benennung des Druckorts.

Etwas über die Restitution im moralischen Verstande, von Dittmar, der Theologie Candidat aus Neukirchen, 1783. in 8. 50. S.

In der Vorrede erörtert der Verf. die Ursachen, warum diese Pflicht unterlassen zu werden pflegt. In der Abhandlung selbst von S. 10. an zeigt er, was Restituiren oder Wiedererstaten im moralischen Verstande heiße, nemlich: allen und jeden, dem Nächsten unrechtmäßiger Weise zugefügte Nachtheil und Schaden ersetzen, oder: alle üble Folgen der Sünden gegen andere aufheben. Dann redet er von unrechtmäßigen Beschädigungen überhaupt, und besonders von Beschädigungen des Nächsten durch Veräußerung der zeitlichen Güter, und der Seelengüter, von falschen Religionslehren; in welchem letztern Falle man sein Amt niederlegen solle, so wie Religionspötker durch gedruckte Schriften Restitution leisten müssen. Fast ganz unmöglich aber ist dieselbe in Ansehung der bösen Folgen des Ehebruchs, der Uneinigkeit und Feindschaft, der Gesundheit zc. S. 23. führet er Fälle an von der Unmöglichkeit, wieder zu erstatten, wie auch einige Ausflüchte und Entschuldigungen. Endlich beweist der Verf. die nothwendige Ausübung dieser Pflicht, theils mit Gründen aus der Vernunft, Vernunftmäßigkeit, angeborenem Triebe des Wohlwollens gegen andere, aus der Selbstliebe und dem Grundsatz: was du

du

du willst, daß dir 2c. theils mit Stellen aus der h. Schrift, 3 B. Mos. 6, 2-6. Ezech. 33, 14. 2c. woraus erhelle, daß die Ausübung derselben zur Ruhe des Staats nöthig sey. Unter den Stellen des N. T. aber scheinen folgende: Röm. 13, 7. und Eph. 4, 28. die vornehmsten zu seyn. Wenn gleich angezeigte Schrift nicht durch die Schreibart sich besonders empfehlen möchte; so kann sie doch in Absicht auf ihren Inhalt vielen nützlich werden.

### Wittenberg und Zerbst.

Bei Zimmermann ist im vorigen Jahre herausgekommen: Ueber das Wunderbare und die Verwunderung; ein psychologischer Versuch. Erster Theil; 364 S. in 8.

Je mehr man die ungeheure Menge von philosophischen Abhandlungen über das Wunderbare, und sonderlich über die Religionswunder sich bekannt macht, desto einleuchtender wird es, daß fast alle Schriftsteller, die diesen Gegenstand bearbeitet haben, das Wunderbare mehr im Verhältniß gegen das Weltganze, als in Beziehung auf die Betrachtungsart und Entwicklung des menschlichen Geistes, angesehen und erklärt haben. Man hat tiefsinnige Untersuchungen über den allgemeinen Zusammenhang der Dinge, über die Ordnung der Natur, über die Gesetze, worauf sich diese Ordnung gründet, über die Kräfte,  
C 5 durch

durch die sie gestört werden könnte, über die Möglichkeit dieser Störung überhaupt, über die Ursachen, die den Schöpfer der Welt bewegen könnten, den beständigen Lauf der Dinge zuweilen zu unterbrechen, über die notwendigen Folgen einer solchen Unterbrechung, und wer weiß, worüber sonst noch, angestellet, und so schwere Theorien über das Wunderbare entworfen, daß es freylich sehr leicht war, theils zur Erläuterung, theils zur Vertheidigung desselben viele Bände zu schreiben. Gleichwohl hat die Unzulänglichkeit aller dieser Theorien nicht etwan bloß den Bestreitern der geoffenbarten Religion, sondern auch selbst denen unter ihren Vertheidigern eingeleuchtet, die es empfanden, wie wenig wir im Stande sind, über die hohen und schweren Fragen, auf die man die Untersuchungen über die Wunderwerke gründete, etwas befriedigendes zu sagen, und wie sehr wir außer unsrer Sphäre sind, sobald wir es wagen, zu entscheiden, was durch die Kräfte der Natur möglich, oder nicht möglich sey, und was vermöge des allgemeinen Zusammenhanges der Dinge geschehen oder nicht geschehen könne. Der Verf. der oben genannten Schrift, Hr. D. Reinhard Wallhieser, der bey seinen Untersuchungen über die Beweise, die man für die Wahrheit des Christenthums führt, diese Unzulänglichkeit der gemeinen Betrachtungen gleichfalls empfunden hat, wie man aus der Einleitung sieht, macht hier einen Versuch, den Nachforschungen über das Wunderbare

bare

bare überhaupt eine andre Wendung zu geben, und sie auf einen andern Weg zu lenken. Er betrachtet alles Wunderbare als einen Gegenstand der Psychologie, macht auf die relativische Natur dessen, was wunderbar scheint, aufmerksam, und zeigt aus den Wirkungsgesetzen der menschlichen Seele, und aus der Art, wie sie ihr Erkenntnißvermögen entwickelt und ausbildet, worin die wahre Natur des Wunderbaren bestehe, wie sehr die Anzahl wunderbarer Gegenstände sich mit dem Steigen und Fallen menschlicher Einsichten bald vermindere, bald vermehre, und welchen Einfluß der Hang zum Wunderbaren zu allen Zeiten auf die Denkart, Unternehmungen und Handlungen der Menschen, zufolge der Geschichte, gehabt habe. Die ganze Abhandlung ist, nach einer kurzen Anleitung, in welcher von den Vortheilen geredet wird, die eine psychologische Betrachtung des Wunderbaren nothwendig haben muß, in sieben Abschnitte eingetheilt, wovon die ersten fünf in diesem Theile ausgeführt, die beyden letzten aber einem zweyten Bande vorbehalten sind. Im ersten Abschnitt also handelt der Verf. vom Begriff und der Natur des Wunderbaren überhaupt. Er zeigt, wunderbar scheine jedem dasjenige zu seyn, was durch eine fühlbare Unähnlichkeit allen seinen Begriffen und Einsichten zu widersprechen scheine. Diesen Begriff leitet er sowohl aus untergelegten offenbaren Beyspielen, und Erfahrungen, als auch aus den Wirkungsgesetzen

setzen der menschlichen Seele her, und zieht als denn sogleich einige Folgen aus demselben. Das Wunderbare muß nämlich entweder sinnlich, oder intellectuell seyn. Nichts ist überhaupt und absolut wunderbar; alles Wunderbare ist es nur beziehungsweise; der Unendliche bewundert gar nicht; unter Menschen kann die Verwunderung bald die Tochter der größten Unwissenheit, bald der größten Weisheit, und der tiefsten Einsichten seyn. Das Wunderbare endlich muß in verschiedenen Zeitperioden sehr verschieden seyn, und Erfolge, die dem einen Zeitalter sehr wundervoll schienen, können dieses Ruhms in einem andern verlustig werden. Nach dieser allgemeinen Erläuterung des Begriffs geht der Verf. zu einer allgemeinen Uebersicht aller der Gegenstände über, welche Verwunderung zu erregen pflegen, und sucht durch diese Classification theils den Umfang des Wunderbaren abzuzeichnen, theils die gegebene Erklärung gleichsam durch eine Art von Induction zu erweisen. Im zweyten Abschnitt wird also vom Sinnlichwunderbaren, oder vom Wunderbaren in der Körperwelt gehandelt. Es werden daher theils die Gegenstände und Veränderungen der Natur aufgezählt, die etwas Wunderbares an sich haben; theils die Werke der Kunst, und die Fertigkeiten der Künstler selbst, die Verwunderung erregen, in gewisse Klassen vertheilt. Zuletzt wird auch noch von den Zuständen des Reichthums und der Armuth, und von Feyerlichkeiten und festli-

festlichen Aufzügen, als Gegenständen der Verwunderung, geredet, und durchgängig gezeigt, wie sehr alles Wunderbare der Natur und der Kunst nur beziehungsweise wunderbar sey, je nachdem es mit den bereits vorhandenen Begriffen und Einsichten der Betrachtenden mehr oder weniger Ähnlichkeit habe. Eben dieß wird nun auch im dritten Abschnitt vom Uebersinnlichwunderbaren, oder vom Wunderbaren in der Geisterwelt, dargethan. Alle hieher gehörige Gegenstände werden in drey Classen gestellt. Die erste Classe begreift diejenigen, die durch ungewöhnliche Größe, sie mag extensiv, oder intensiv seyn, Bewunderung erwecken; wobey denn insonderheit vom Erhabenen gehandelt wird. In der andern Classe stehet alles dasjenige, was deswegen Verwunderung hervorbringt, weil es ganz von den Ideenverknüpfungen abweicht, an die wir gewöhnt sind; dahin gehört alles Neue und Paradoxe in Meynungen und Denkungsarten. Die dritte Classe endlich enthält diejenigen Gegenstände, die uns wunderbar scheinen, weil wir sie nicht ganz wissen, oder ganz nicht einmal fassen können; folglich alles Geheimnißvolle. Hierauf wird im vierten Abschnitt von der Verwunderung, oder den Eindrücken gehandelt, welche das Wahrnehmen wunderbarer Gegenstände auf den Betrachtenden macht. In diesem Abschnitt, der eine Menge psychologischer Bemerkungen enthält, wird zuerst gezeigt, wie sich der Gang zum Wun-

Wun.

Wunderbaren nach den Entwicklungsgesetzen der menschlichen Seele nothwendig erzeugen müsse. Sodann wird der Zustand der Seele, wenn sie sich wundert, nebst den dahin gehörigen Gefühlen, und den verschiedenen Graden der Verwunderung beschrieben: auch werden besondre Anmerkungen über die Bewunderung gemacht; und gezeigt, durch welche Ursachen die Verwunderung geschwächt werden, und wunderbare Gegenstände in die Classe der alltäglichen herabsinken, und ihre Kraft zu rühren gänzlich verlieren können. Weil es aber nach der Erfahrung bey diesen Eindrücken, die durch die Wahrnehmung des Wunderbaren unmittelbar in der Seele gewirkt werden, niemals bleibt; so wird im fünften Abschnitt von den entfernten Folgen der Verwunderung, und den Einflüssen derselben auf die Ueberzeugungen und das Verhalten der Menschen gehandelt. Es wird daher die Wirkung der Verwunderung auf die Sprache, der ausgebreitete Einfluß derselben auf die Geschichte; und die Entstehung der Mythologie; auf die Bearbeitung der Wissenschaften und den Gang des menschlichen Verstandes beym Forschen nach Wahrheit; auf die Religion und die dahin gehörigen Begriffe und Uebungen, weitläufig beschrieben, und insonderheit gezeigt, daß die Verwunderung die fruchtbare Mutter jeder Art des Aberglaubens gewesen sey, und eine Menge thörichter Ausschweifungen erzeugt habe, die sich nicht erklären lassen, wenn man nicht auf den

den Hang zum Wunderbaren Rücksicht nehmen will. Zuletzt wird noch etwas von der Gewalt des Wunderbaren über den gemeinen Menschen erinnert, und aus der Geschichte bemerkt, wie sehr diese Gewalt im Kriege, sonderlich in Religionskriegen, bey den Hexenprocessen, und bey andern Gelegenheiten sich gezeigt, und sogar der Gesetzgebung, Rechtspflege und Medicin nachtheilig geworden sey. Nach diesen Betrachtungen soll nun, wie man aus dem in der Einleitung angegebenen Plane sieht, noch in zweyen Abschnitten vom Wunderbaren im Verhältniß gegen die Religion, oder von den sogenannten Religionswundern, und vom Wunderbaren in den schönen Künsten geredet werden; wir haben aber bereits angemerkt, daß diese beyden Abschnitte der Inhalt eines zweyten Theils seyn sollen, der noch zu erwarten ist.

---

## Vermischte Schriften.

Warschau.

**R**emarques sur l'Essai général de Tactique de *Guibert*. Pour servir de suite aux Commentaires et Remarques sur *Turpin, César*, et autres Auteurs militaires, anciens et modernes. Par le G. de W...y. 1782. 216 S. in 8.

Mit

Mit gleichem Vergnügen und Nutzen, wie die vorhergehenden Schriften des Hrn. General von Warner, haben wir auch die gegenwärtige gelesen. Wir gestehen dabey gerne, daß wir in denselben nicht sowohl Unterricht in der Kriegskunst, als vielmehr Beyträge zur Geschichte dieser so wichtigen Kunst, und insbesondere die zuverlässigsten Erläuterungen der neuern deutschen Kriege, an denen der Hr. Verf. einen so rühmlichen Antheil gehabt hat, gesucht, und auch in reichlichem Maaße gefunden haben. Zwar prüft er in dieser Schrift eigentlich nur viele Behauptungen eines berühmten Französischen Taktikers. Aber auch dieses ist im Allgemeinen lehrreich, weil die Vorschriften, Urtheile, Beyspiele und andere Anmerkungen desselben, dergestalt verbessert, oder bestätigt, ergänzt und aufgeklärt werden, daß man dadurch richtigere Begriffe von sehr erheblichen Materien und Begebenheiten enthält. So zeigt der Verf. p. 139. sq. gegen Guibert, daß allerdings die Corps der leichten Troupen die Schule der Kriegskunst sind. Wir wollen aber aus der Menge merkwürdiger Stellen, keine auszeichnen, und nur die einzige noch hersetzen, wo der Verf. p. 35. sagt: Je conclus, que si Daun a sauvé l'Autriche, il n'a dans la suite pas peu contribué à la grandeur présente du Roi de Prusse, qui, je crois, sçavoit même avant lui, ce qui vouloit faire. Da der Hr. Verf. mit so vieler Erfahrung, Einsicht und Freymüthigkeit schreibt:

schreibt: so haben wir die Nachricht p. 164. daß er eine starke Schrift, die er über den Krieg vom J. 1756. fg. und besonders auch über die darinne begangenen Fehler, aufgesetzt hatte, ins Feuer geworfen habe, (weil man sie ihm, wie er an einem andern Orte schreibt, auf mehr als eine Art hätte abfordern können,) sehr ungern gelesen.

### Berlin.

Hey Mylius erschien im J. 1782. das Dritte Stück von des Hrn. S. J. L. Stosch, Predigers zu Lüdersdorf, kleinern Beyträgen zur nähern Kenntniß der deutschen Sprache, auf 224 S. in 8. ohne Vorrede und Register.

Dieser gute Kenner unsrer Sprache beschließt hiemit seine wohlaufgenommene Arbeit. Er hat hier gleich anfänglich die Lehre von den hochdeutschen Deklinationen, den Anfängern leichter und faßlicher zu machen gesucht, auch die Bildung des Plurals überhaupt, vornemlich aber die Veränderung des Vokals, oder den Umlaut in denselben, durch gewisse Regeln zu bestimmen sich bemüht: zwey Aufsätze S. 1 — 37. welche wir mit Recht empfehlen können. Von der großen Mannichfaltigkeit einzelner Sprachbemerkungen in diesem Stücke, müssen wir auch einige nennen. Herr hat niemals im Genitiv Herrns. Daß man glaubt, einige Zeitwörter unsrer Sprache erforderten zwey Accusativos, den einen der Person, den

DD

den

den andern der Sache, ist unrichtig, und nur aus einer Bildung des Deutschen nach dem Lateinischen entstanden, wie selbst bey dem Worte lehren. Ueber das Sprichwort: die Tage haben einen Hahnenschritt zugenommen. Von den Vorzügen der Niedersächsischen Mundart, in gleichen von den Deklinationen derselben. Tucken erfordert den Dativ. Daß man nicht sagen müsse: ein Amt begleiten, sondern bekleiden, sollte freylich allgemein bekannt seyn; unterdessen findet sich doch jener Fehler auch bey sonst guten Schriftstellern. Unterschied der Wörter Herr und Here im Niederdeutschen. (Es hätte hierbey noch angemerkt werden können, daß Here im burlesken Ausdrücke der Franzosen, einen dummen oder thörichten Menschen anzeige, und vermuthlich aus dem Deutschen zu ihnen übergegangen sey.) In wie fern man sich auf gute Schriftsteller berufen dürfe? Von der unnöthigen doppelten Verneinung, und von der alten Partikel ne oder en. Ueber die Deklination des Wortes Bauer. Niederdeutsche Sprichwörter. Von den Redensarten: auf einem fahlen Pferde betroffen werden, in gleichen: es raucht im Hause. Von deutschen Wörtern mit fremden Endigungen. Von der Verwechslung der Buchstaben im ganzen Alphabet, S. 123 — 135. Sprüchwort und Sprichwort ist beydes recht. Ueber die Verbesserung der Aussprache, über die Rechtschreibung der zusammengesetzten Wörter, und über den



den Gebrauch neuer und veralteter Wörter, kommt auch manches Lesenswürdige vor. Noch führen wir die Beantwortung der Frage: ob eine allgemeine Mundart durch ganz Deutschland einzuführen sey? und einige Berichtigungen oder Zusätze zu dem dritten Theil von Hrn. Adlungs Wörterbuche, an. Sollte man auch nicht überall mit Hr. St. gleichstimmig denken; so bleiben doch seine Beyträge überhaupt schätzbar.

### Hamburg.

Magazin der Musik, herausgegeben von C. Cramer, 1 — 4. Stück, Januar bis April. 1783. In der musikalischen Niederlage.

Da schon seit einiger Zeit eine periodische Schrift gefehlet hat, aus welcher man eine allgemeine Uebersicht auf den jedesmaligen Zustand der Musik erhalten könnte; so empfiehlt sich dieses Magazin dadurch, daß es die jedesmalige allgemeine Litteratur der Musik zum Gegenstande hat, und es ist wieder ein neuer Beweis, daß auch mancher, der kein Musiker von Profession ist, doch etwas sehr nütliches in der Musik leisten kann. Gegenwärtige Stücke enthalten, nach einem Vorbericht über den Plan dieser periodischen Schrift, S. 11. den ersten Act von Armida, einer tragischen Oper, deren Text von Coltellini und die Musik von Salieri ist, von Hrn. Cramer dichterisch übersetzt, wie er sie uns in seiner Polyhym-

Ob 2

nia

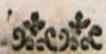
nia mittheilen wird; welche herkulische Arbeit den Dank aller Musikfreunde verdient. Was Hr. E. zum Lobe des Dichters und des Komponisten sagt, scheint nicht übertrieben zu seyn; nur wird es manchem nicht gefallen, daß Hr. E. sowohl bey Vergleichung dieser Musik mit den Gluckschen Kompositionen, als auch bey jeder andern Gelegenheit den Ritter Gluck als das höchste Ideal musikalischer Vollkommenheit darstellt, da man doch in dessen Arbeiten oft Unrichtigkeiten in Ansehung der Harmonie, und wenigfügende Stellen antrifft, deren einige Hr. Forkel in seiner musikalischkritischen Bibliothek dem Publikum vorgelegt hat, andre aber sich bey Durchspielung oder Anhörung Gluckscher Kompositionen leicht entdecken lassen.

S. 29. Rezensionen, Ankündigungen, Anzeigen von neuern Kompositionen, oder die Musik betreffenden Schriften. Manche Rezensionen sind von Hrn. E. selbst, und mit E. unterzeichnet, andre, mit dem Buchstaben W. bezeichnet, sind auf Verlangen des Hrn. Westphal eingerückt, einige sind von verschiedenen Verfassern.

S. 145. Nachrichten von der Hofkapellmusik zu Cassel. S. 148. Auszüge aus Briefen, Nachrichten, Todesfälle.

S. 209. Nachrichten von Instrumentmachern

S. 211. Armida, zweyter Act. S. 228. Was für Beyträge sich Hr. E. wünsche S. 233. Biographische Nachrichten von Salieri, von ihm selbst aufgesetzt. S. 239. Rezensionen, Ankündigungen, Anzeigen. S. 317. Armida dritter Act.



Act. S. 338. Auszüge aus Briefen, Nachrichten, Todesfälle. S. 370. Nachrichten, das Personale der Braunschweigischen Operngesellschaft betreffend, deren Verfasser die meisten italienischen Namen nicht zu schreiben gewußt hat, und viel Partheygeist zeigt. Die Beantwortung dieses Aufsatzes ist S. 539. zu lesen. S. 377. Nachrichten von der Hofkapelle und andern Tonkünstlern zu Bonn. S. 400. Rezensionen, Ankündigungen, Anzeigen. S. 539. Auszüge aus Briefen, Nachrichten, Todesfälle. Die in diesen 4 Stücken vorkommenden Beurtheilungen sind, soweit N. die Werke der Verfasser kennt, größtentheils sehr gut und richtig; nur sind verschiedene Kompositionen von Just, Schröter, Sterkel, und einigen andern, etwas zu gelinde durchgelassen worden, in welchen zwar manches gute, aber auch öfters neuere Geschmackverderberey, und schon oft gehörte Gänge mit Trommelbässen und Harfenbässen begleitet, anzutreffen sind. Reichards Kunstmagazin ist von Hrn. E. mitunter etwas strengere beurtheilt; doch wie er sich S. 262. erklärt, ohne Feindschaft, oder Geringschätzung. Die mit Hl. unterzeichneten sehr unbilligen Rezensionen (S. 456 — 460.) von Haydens Liedern, Russ's Variationen, und den 2 zu Breslau 1781. gedruckten Konzerten von Wolf werden manchem sehr auffallen. Unter den Nachrichten aus Briefen sind die meisten sehr interessant. Zum Schluß jedes Stückes sind noch einige Kompositionen bey-

Ob 3

gefügt,

gefügt, als ein Duett aus Salieri's Armida im Klavierauszuge; Vorbereitung zum Tode von Klopstock, in Musik gesetzt von F. L. A. Kunzen; eine Klaversonate von Zink; eine Arie aus Cesti's Giulio Sabino; Vertrauen auf Gott, wovon die Poesie von J. A. Eramer, und die Komposition von Kunzen ist. Hr. Eramer verspricht zu diesem Magazine jährlich ein Alphabeth Musikalien zu liefern, und hoffentlich wird die gute Auswahl, welche er bisher getroffen, vielen Beyfall finden. Die Liebhaber können sich entweder unmittelbar an die Herren Westphal und Comp. in Hamburg, oder an die nächste Buchhandlung wenden. Hier in Wittenberg erbietet sich auch der Herausgeber dieser Nachrichten ihre Aufträge zu besorgen.

Ch.

Leipzig.

Die besten Werke der Frau Marie Riccoboni; nebst ihrer Nachahmung eines Romans von Fielding. Aus dem Französischen frey übersetzt von Anton Wall. 4 Bände in 8. Im Verlage der Dykischen Buchhandlung. 1781. 1782.

Herr Dyk, welcher diese wohlgerathne Uebersetzung mit einer lesenswürdigen Vorrede begleitet hat, worinnen er eine kurze Nachricht von dem Leben und den Schriften der Verfasserin liefert,  
erith



erinnert mit Recht, daß wir immer noch viel zu wenig gute profaische Originalschriften besitzen, als daß man nicht bald zu Uebersetzungen seine Zuflucht nehmen müßte, wenn man für Frauenzimmer Bücher wählen soll. Uebersetzungen sind uns also zur Zeit noch unentbehrlich, zumal solcher Schriften, wie die Werke der Frau Riccoboni, welche den Beyfall verdienen, den sie in Frankreich fast durchgängig gefunden haben. Wir billigen es sehr, daß nur die besten Werke dieser Schriftstellerin übersetzt worden sind; denn freylich muß man auch von der Frau Riccoboni dasjenige sagen, was sich von den meisten Schriftstellern sagen läßt, daß sie nicht lauter vortreffliche, sondern auch mittelmäßige Sachen geschrieben hat. Der gute Erzählungsston macht das Hauptverdienst der meisten Schriften der Frau Riccoboni aus, die sich in der Schreibart größtentheils nach Marivaux gebildet, und in der Plananlegung ihrer größern Werke sich den Richardson zum Muster gewählt hat. Ihre Achtung für diesen Engländer, und ihre Bekanntschaft mit dem berühmten Garrik bewogen sie, in einem Alter von beynabe 40 Jahren noch die englische Sprache zu erlernen. Man kann ihre Schriften mit gutem Gewissen allen jungen Frauenzimmern empfehlen, die nicht nur Lehren der Tugend, sondern auch Vorschriften zu einer feinen Lebensart daraus schöpfen können. Die hier mit Geschmack übersetzten Schriften sind folgende. Im Ersten Bande findet man:

Dd 4

Brie.

Briefe der Gräfin von Cancerre an den Grafen von Rance, und Geschichte des Marquis von Craffy. Im zweyten Bande: Miß Sara Salisbury, ein Roman, umgearbeitet. Im dritten Bande: Briefe des Lord Rivers während seines zweyten Aufenthalts in Deutschland, zum Theil umgearbeitet; Ernestine eine Erzählung; Hedwicks Liebe, eine Art von Idylle. Der vierte Band enthält die Geschichte der Nemilie, nach einem Romane des berühmten Fielding, dessen Stoff aber von der Verfasserin nach ihrer Art bearbeitet worden ist.

---

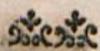
### Todesfälle und Beförderungen.

**M**anheim. Den 17ten April starb daselbst der berühmte Sternkundige, Hr. Christian Mayer, Churfürstl. geistl. Rath und Hofastro- nom, im 64sten Jahre seines Alters.

**Erfurt.** Am 9 May ist der Senior der dasigen Juristen-Facultät und ganzen Universität, Hr. Regierungsrath D. Hier. Fr. Schorch, im 91sten Jahre seines Alters mit Tode abgegangen.

**Altorf.** Am 5ten Julius d. J. verlor die dasige Universität ihren berühmten Arzt und Lehrer, Hr. D. Johann Nicol. Weissen, welcher ein ehrenvolles Alter von 80 Jahren erreicht hat.

Wien,



Wien. Am 25ten Jul. starb der gelehrte  
Abt Scherffer, Professor der Mathematik auf der  
dasigen Universität.

Halberstadt. In der Nacht zwischen dem 6  
und 7 Jul. starb der Königl. Pr. Regierungs- und  
Consistorialrath, Hr. Magnus Gottfried Licht-  
wer, dessen Verdienste um die deutsche Dichtkunst  
keinem unsrer Leser unbekannt seyn werden, im 64  
Jahre seines Alters.

Bonnland. Daselbst ist den 16ten Jun. der  
berühmte Naturforscher, Herr Wilhelm Fried-  
rich, Freyherr von Gleichen, genannt Kusworm,  
Herr auf Greifenstein, Bonnland und Ezelbach,  
mit Tode abgegangen.

Leipzig. Dem bisherigen außerordentlichen  
Professor der Philosophie, Hrn. Casar, ist eine  
ordentliche Professur neuer Stiftung, höchsten  
Orts ertheilt worden.

Jena. An die Stelle des sel. Ausfeld ist der  
dasige Diaconus Hr. Schmidt zum ordentlichen  
Professor der Theologie ernannt worden.

Wittenberg. Die durch weitere Beförderung  
des Hrn. D. Reinhard erledigte ordentliche Affes-  
sur in der hiesigen Juristen-Facultät, ist dem bis-  
herigen Supernum. Affes. Hr. D. Ernst Gottfr.  
Chr. Klügel, und die durch den Tod des sel.  
Boden vacant gewordene Professur der Dichtkunst  
dem bisherigen Professor der Moral und Politik,  
Hrn.

Hrn. Gottfr. Aug. Meerheim höchsten Orts ertheilt worden.

Den 29 Jul. verlor die hiesige Universität abermals einen ihren würdigsten und beliebtesten Lehrer, Hr. D. Job. Fr. Hirt, der Theologie ersten Professor, der theolog. Facultät. Senior, und des Churfr. Generalsuperintendent, im 64sten Jahre seines Alters.

### Ankündigungen.

**E**llrich. Der Herr Kanzleydirector Göckingk ist Willens, mit Anfang künftigen Jahres ein Journal herauszugeben, welches sich in Ansehung seiner Einrichtung von allen übrigen deutschen Journalen unterscheiden, und eine Aehnlichkeit mit dem Gentleman's Magazine haben soll. Ein ganzer Jahrgang wird wenigstens 4 Alphab. enthalten und aus 12 St. bestehen, wovon jedes mit einem Kupferstich versehen seyn wird. Die Subscribern, welche ihre Exemplare auf Schreibpapier erhalten, bezahlen erst die Hälfte des Preises, welcher für den ganzen Jahrgang in Ellrich bey dem Herausgeber 4 Rthlr. und postfrey durch ganz Deutschland 5 Rthlr. beträgt, bey dem Anfang des 6ten Stückes, und die andre Hälfte bey dem Schluß des Jahres. Die Unterzeichnung kann in allen Postämtern, und hier in Wittenberg auch bey

bey Hrn. D. Schmidt und bey dem Herausgeber dieses Magazins geschehen, welche eine besonders gedruckte ausführliche Nachricht gratis austheilen.

Berlin. Hr. Prof. Bernoulli, welcher eine genaue und ausführliche, im Lande selbst verfertigte und in lateinischer Sprache von einem gelehrten Missionar, Hr. Jos. Tiefenthaler, abgefaßte Erdbeschreibung von Indien im Manuscript besitzt, ist Willens eine deutsche Uebersetzung von diesem, mit vielen Charten und andern Zeichnungen versehenen Werke auf Pränumeration herauszugeben, und davon zweyerley Ausgaben zu veranstalten, nemlich 1) eine mit typographischer Schönheit ausgeführte Quartausgabe auf großes holländ. Papier, mit 24 bis 30 Kupferplatten der brauchbarsten Handzeichnungen; 2) eine Octavausgabe auf gutes weißes Druckpapier mit 3 bis 4 der zum Gebrauche des Buches nothwendigsten Charten. Auf die Quartausgabe wird entweder auf einmal, ohne fernern Nachschuß ein alter Louisd'or, oder in zwey Malen zwey Ducaten bezahlt, nemlich 1 Duc. voraus beym Unterzeichnen, und 1 Ducat. beym Empfang des Bandes und der ersten Lieferung der Kupfertafeln, wofern, wie der Herausgeber befürchtet, aber doch zu vermeiden suchen wird, die Kupfer nicht alle auf einmal mit dem Texte sollten geliefert werden können. Auf die Octavausgabe wird 1 Thlr. 8 Gr. vorausbezahlt, und kein Nachschuß entrichtet. Beyde Ausgaben sollen mit

mit den Namen der Pränumeranten auf Ostern 1784 erscheinen. Für deutsche Provinzen dauert der Pränumerationstermin nur bis Michaelis, für Ausländer aber bis zu Ende des Jahres. In Wittenberg nimmt der Herausgeber dieses Magazins Pränumeration an.

Wittenberg. Herr D. Triller ist gesonnen, seines sel. Hr. Vaters diätet. Lebensregeln, oder Belehrung, wie es anzufangen, ein hohes Alter zu erlangen, mit der noch rückständigen und noch nicht gedruckten Lehre von den Affecten, und mit andern Zusätzen und Anmerkungen künftige Neujahrmesse herauszugeben, und bis zu Ende des Novembers 8 Gr. für ein Exemplar auf Schreibpapier, und 6 Gr. für ein Exempl. auf Druckpap. Pränumeration anzunehmen. Wer auf 9 Exempl. pränumerirt, erhält das 10te gratis.

Mit der Ausgabe des Philosoph. für jedermann kann man wegen der geringen Anzahl von Liebhabern, erst mit dem Anfang des Neuen Jahres den Anfang machen; doch soll das erste Stück eber gedruckt, und auch einzeln verkauft werden, um diejenigen zu befriedigen, die erst eine Probe sehen und den Inhalt dieser periodischen Schrift genau wissen wollen.



## Ankündigungen.

Leipzig. In der Joh. Gottfr. Müllerischen Buchhandlung werden in nächster Michaelmesse folgende neue Bücher herauskommen. 1) Leipziger Magazin zur Naturkunde, Mathematik und Oekonomie, herausgegeben von W. G. Leske und C. F. Zindenburg. 2tes Stück auf 1783. — Dasselbst sind nun auch die Jahrgänge 1781 und 1782, und das erste Stück auf 1783 zu haben. 2) Herrn Hofrath Schubart ökonomisch kameralistisch politische Schriften, nebst seiner Preisschrift; 2te vermehrte Auflage. 3) Reisen nach den Liparischen Inseln im Jahr 1781, oder Nachricht von diesen Inseln, zur Aufklärung der Geschichte der Vulkane; nebst einer Abhandlung von einem Luftvulkan, und von der Temperatur des Clima zu Malthe, nebst dem Unterschiede der wirklichen und scheinbaren Wärme. U. d. Französischen des Hrn. Deodat de Dolomieu, übersetzt von Herrn Legationsrath Lichtenberg in Gotha. 4) Schilderungen für gute Kinder, und solche die es werden wollen.

Dresden. Hr. Mag. J. B. W. Zacker, des heil Predigtamts Candidat, ist Willens eine Sammlung geistlicher Lieder herauszugeben, worauf bis zu Ende des Monat Septembers 6 Groschen Pränumeration angenommen wird. Die Liebhaber in Wittenberg und in den hiesigen Gegenden können entweder in der Hoffeld. Buchhandlung, oder bey dem

B 3 192  
dem Stud. Hrn. Lanter, oder bey dem Herausgeber  
dieses Magazins pränumeriren.

Dessau. Hr. Mag. Fried. Wilh. Götzte giebt  
auf Kosten der Verlagskasse für Gelehrte und Künst-  
ler, eine Beschreibung des Fürstl. Landhauses  
und Gartens in Wörlitz heraus, welche ohngefähr  
12 Bog. in 8. nebst 5 Kupfertafeln in Landchar-  
ten-Format enthalten, und bald nach der Reijaher-  
messe 1784 erscheinen wird. Der Preis ist 3 Thlr.  
in Louisd'or à 5 Thaler. Diejenigen, welche bey  
der Administration der Verlagskasse, oder deren  
Commissionärs, bis zu Ende des Jahres subscribiren,  
erhalten die ersten und besten Abdrücke der Kupfer  
auf Schweizer-Papier, und das Buch selbst auf  
dem schönsten Schreibepapier, postfrey zugesickt.  
Die Ausichten von Wörlitz wird Hr. Rath Krauß  
aus Weimar nach der Natur zeichnen, und von ei-  
nem der besten Meister stechen lassen. Diese machen  
einen Anhang zum Buche aus, welcher besonders  
verkauft wird, wovon sich aber der Preis jetzt noch  
nicht angeben läßt.

Wittenberg. Herr Notar. Weidler nimmt  
Pränumeration auf eine hier gedruckte periodische  
Schrift an, welche den Titel führt: für junge Leute,  
und wovon alle Monate ein Bogen erscheint. Die  
Pränumeration auf ein Quartal beträgt 3 Groschem.